

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



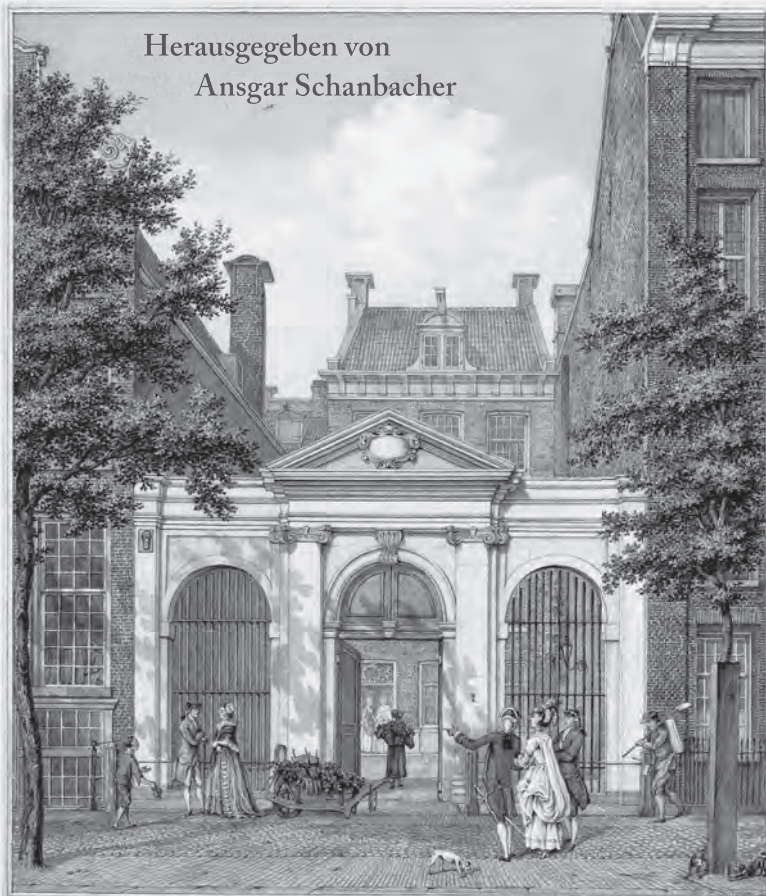
Forum Stadt



48. Jahrgang
1|2021

Tiere und Pflanzen in der Stadt der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von
Ansgar Schanbacher



Forum Stadt
Verlag



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Elisabeth Merk, Jürgen Reulecke und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, Trier,
Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
Email: hans.schultheiss@email.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 96,- Einzelheft EUR 26,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbeding-
t die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2021 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Tiere und Pflanzen in der Stadt der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von Ansgar Schanbacher

Editorial

Ansgar Schanbacher

Tiere und Pflanzen in der Stadt der Frühen Neuzeit 3

Abhandlungen

Martin Stuber

Urban farming in der „Agrargesellschaft“.
Die Allmende der Churer Bürgerschaft 11

Anna Paulina Orłowska

Spuren des Ochsenhandels in den großpolnischen Städten
des 16. Jahrhunderts 29

Ulf Wandler

Tiere, Menschen und Iatromagie in deutschsprachigen
Pestschriften 1565-1713 39

Mirijam Beier

Interaktionen von Berufsmusikern und Tieren im 18. Jahrhundert:
von Katzen, Hunden und Vögeln 55

Ansgar Schanbacher

Tiere und Pflanzen in städtischen Periodika des 18. Jahrhunderts.
Beispiele aus Deutschland, Großbritannien und den Niederlanden 71

Annika Björklund

Städtische Gartenflächen in Schweden zwischen dem
14. und 18. Jahrhundert 87

Marc Banditt

Alleen, Gärten und Pflanzen: Städtisches Grün im frühneuzeitlichen Danzig ... 103

Autorinnen / Autoren 120

Besprechungen

- INGRID BRECKNER/ALBRECHT GÖSCHEL/ULF MATHIESEN (Hrsg.),
Stadtsoziologie und Stadtentwicklung. Handbuch für Wissenschaft und
Praxis (*Uwe-Jens Walther*) 121
- ULRICH BRINKMANN, Achtung vor dem Blumenkübel! Die Fußgängerzone
als Element des Städtebaus. Ansichtskarten in Ost- und Westdeutschland
1949 bis 1989 (*Johann Jessen*) 124

Hinweis zu geschlechtergerechter Sprache aus Gründen der Lesbarkeit:
Sämtliche personenbezogenen Bezeichnungen sind geschlechtsneutral zu verstehen.

Umschlag:

Herman P. Schouten, De poort van het R.C. Oude Armenkantoor
aan Keizersgracht 384 bij de Runstraat, waar tot 1772 de schouwburg
stond die toen is afgebrand, 1796; Quelle: *Stadsarchief Amsterdam*,
Beeldbank, Nr. 010001000534.

Vgl. Abb. in Farbe auf S. 5 des Editorials in diesem Heft.

Tiere und Pflanzen in der Stadt der Frühen Neuzeit

Editorial

Mitteuropäische Großstädte werden seit einigen Jahren von Wildtieren wie Füchsen, Waschbären und Wildschweinen erobert, in städtischen Vorgärten werden Hühner gehalten und gleichzeitig wird *urban gardening* und Imkern stets populärer. Was heute als neue und ungewöhnliche Erscheinung betrachtet wird – die dichte Koexistenz von Menschen, Tieren und Pflanzen – stellte für Städte der Vormoderne Normalität dar. Das enge Zusammenleben dieser drei Gesellschaften wird in der Historiographie häufig über Narrative von Verschmutzung, Gestank und Gesundheitsgefahren beschrieben,¹ geht aber weit darüber hinaus.

In Anlehnung an eine umweltgeschichtliche Studie zum Mittelalter können Städte als Oasen aus Holz und Stein bezeichnet werden, die in ihrem Inneren und der unmittelbaren Umgebung durch die hohe Anzahl an unterschiedlichen Standorten Lebensräume für ein breites Spektrum von Tieren und Pflanzen bilden, auch wenn die Stadt mit ihren schnell veränderlichen Umweltbedingungen eine hohe Anpassungsfähigkeit der nichtmenschlichen Lebewesen erfordert.² Gilt dies auch für das 20. und 21. Jahrhundert, in denen wild lebende Tiere und Pflanzen Städte als Lebensraum nutzen und Haustiere und Zierpflanzen Begleiter der Menschen

1 Vgl. R. Reith, *Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit*, München 2011, S. 64 f. In vielen Publikationen zur Stadt der Frühen Neuzeit werden Tiere und Pflanzen kaum explizit erwähnt; vgl.: U. Rosseaux, *Städte in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006; C. R. Friedrichs, *The Early Modern City. 1450-1750*, London 1999.

2 B. Padberg, *Die Oase aus Stein. Humanökologische Aspekte des Lebens in mittelalterlichen Städten*, Berlin 1996, S. 122.

sind,³ so ergänzten in der Vormoderne städtische Viehhaltung und der intensive Pflanzenanbau in der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgebung das Spektrum. Eine Rundschau über Themen, Forschungsansätze und Quellen für die Zeit zwischen etwa 1500 und 1800 bietet die vorliegende Ausgabe von *Forum Stadt*.

Ein Blick in eine europäische Großstadt am Ende des 18. Jahrhunderts macht die überzeitliche Präsenz von Tieren und Pflanzen in Städten deutlich (vgl. Abb. 1) Vor dem *Oude Armenkantoor* an der Keizersgracht in Amsterdam tollen Hunde, zwei Bäume mit hoher Krone rahmen die Toreinfahrt ein und werfen Schatten auf die Gebäude, und der Schubkarren einer Gemüsehändlerin zeigt den städtischen Konsum von Möhren und anderen Gartenfrüchten an.

Eine solche Straßenszene gibt erste Hinweise auf die Verortung von Tieren und Pflanzen in der frühneuzeitlichen Stadt.⁴ Hier treten sie häufig nur punktuell auf – als Individuen, die an der Straße oder auf den Wällen wachsen, oder menschliche Wohnräume und die städtische Infrastruktur bevölkern. Unbelebt sind sie außerdem als vielfältige Symbole in der Stadt vertreten.⁵ Daneben kommen sie – z. B. in Ställen oder auf unbebauten Flächen wie Feldern, Weiden und Gärten – verdichtet vor.⁶ Diese historische Präsenz von nichtmenschlichen Lebewesen wird von der meist anthropozentrischen Forschung aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Vonseiten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte steht der Nutzungsaspekt von Tieren und Pflanzen und damit ihr Beitrag zur menschlichen Ernährung als Teil der Konsumgeschichte, ihre Rolle in Handwerk und Handel sowie ihr Beitrag zur sozialen Stellung unterschiedlicher Gruppen innerhalb der Stadtbevölkerung im Fokus der Aufmerksamkeit.⁷ Besonders im Bereich des Konsums werden hierbei

3 Vgl. z. B. A. Voigt et al., Wilde Urbaniten. Tier-Mensch-Regime im Habitat Großstadt, in: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8 (2020), S. 253; V. Krason/C. Willmitzer (Hrsg.), *Tierisch beste Freunde. Über Haustiere und ihre Menschen*, Berlin 2017.

4 Vgl. einführend zu Tieren in der Stadt: D. Brantz, *Animals in Urban-Environmental History*, in: S. Haumann/M. Knoll/D. Mares (Hrsg.), *Concepts of Urban-Environmental History*, Bielefeld 2020, S. 191 f.

5 Unter vielen Beispielen sei hier das golden gefasste Relief einer Rose in der Rannischen Straße in Halle (Saale) von ca. 1591 genannt; vgl. DI 85, Halle/Saale, Nr. 277 (Franz Jäger), in: www.inschriften.net [08.01.2021]. Die Rose ist hierbei vermutlich als Christussymbol zu verstehen; U. Becker, *Lexikon der Symbole*, Freiburg 1992, S. 244.

6 Damit bilden sie einen wichtigen Bestandteil in der topographischen Struktur der Stadt und deren öffentlichen Räumen, die im Rahmen einer historischen Raumanalyse untersucht werden können; S. Rau/G. Schwerhoff, *Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Themen eines Forschungsfeldes*, in: *dies.* (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln 2008, S. 22.

7 Vgl. u. a. W. Wüst, *Citronen, Pomeranzen, Spargel, Tabak: Exotik im Acker und Garten – Anbau und Konsum in frühen Quellen*, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 104 (2017), S. 188-195; J. A. Hofmann, *Obstlandschaften 1500-1800. Historische Geographie des Konsums, Anbaus und Handelns von Obst in der Frühen Neuzeit*, Bamberg 2014; M. Knoll, *Wald und Holz als verknappte Ressourcen. Anmerkungen zur städtischen Brennholzversorgung im 18. und 19. Jahrhundert*



Abb. 1: Oude Armenkantoor an der Keizersgracht in Amsterdam.

Herman P. Schouten, De poort van het R. C. Oude Armenkantoor aan Keizersgracht 384 bij de Runstraat, waar tot 1772 de schouwburg stond die toen is afgebrand, 1796; Quelle: Stadsarchief Amsterdam, Beeldbank, Nr. 010001000534.

Ergebnisse der Stadtarchäologie miteinbezogen,⁸ wogegen ansonsten der Schwerpunkt auf der Untersuchung der archivalischen Überlieferung liegt. Unterscheiden lässt sich dabei der Blick auf das gesamte Individuum wie einen Zugochsen und auf weiterverarbeitete Produkte wie Fleisch und Leder.⁹ Bei einer solchen Sichtweise stellen Tiere und Pflanzen naturale Ressourcen dar, die sich nur geringfügig, vorwiegend durch ihre speziellen Ansprüche an Haltung bzw. Lagerung und Transport von anderen Ressourcenarten unterscheiden.¹⁰

Mit dem Begriff der naturalen Ressource ist die Einführung eines weiteren Forschungsfelds verbunden, das sich mit Tieren und Pflanzen historisch auseinandersetzt. Die Umweltgeschichte beschäftigt sich u. a. mit der Interaktion zwischen dem Mensch und der übrigen Natur,¹¹ sodass sie in einem breiteren Verständnis ebenfalls die in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie der Kunst- und Medizingeschichte betrachteten Themen im hier interessierenden Bereich untersucht. In einer engeren thematischen Eingrenzung lassen sich landschaftliche Aspekte sowie gefährliche oder störende Tiere und, seltener, Pflanzen verorten. Die Betrachtung der Natur in der Stadt umfasst dabei städtische Garten- und Parkanlagen wie auch Alleen und einzelne Bäume, die bereits das ästhetische Auge der Zeitgenossen wahrnahm.¹² Andere Tiere und Pflanzen waren dagegen unerwünscht. Auch wenn sich deren Einschätzung als Schädlinge, Ungeziefer oder Unkraut im Verlauf der

am Regensburger Beispiel, in: *B. Herrmann* (Hrsg.), Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2004-2006, Göttingen 2007, S. 189-211; *T. Soens*, Urban Agriculture and Urban Food Provisioning in Pre-1850 Europe: Towards a Research Agenda, in: *E. Landsteiner / T. Soens* (Hrsg.), Farming the City. The Resilience and Decline of Urban Agriculture in European History, Innsbruck/Wien 2020, S. 22-28; *R. Abad*, Le grand marché. L'approvisionnement alimentaire de Paris sous l'Ancien Régime, Paris 2002.

- 8 Vgl. *M. Hermann*, Aus Latrinen und Müllhalden. Die Augsburgener „Warenwelt“ im Spätmittelalter und in der Renaissance aus Sicht der Archäologie, in: *W. Wüst / G. Drossbach* (Hrsg.), Umwelt-, Klima- und Konsumgeschichte. Fallstudien zu Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, Berlin 2018, S. 185.
- 9 *N. Stadelmann*, Vom Schlachtvieh bis zum Schuh – Die Produktionslinie von Leder in der frühneuzeitlichen Stadt St. Gallen und die Austauschbeziehungen zwischen städtischen Handwerkern und dem Umland, in: *S. Sonderegger / H. Wittmann / D. Guggenheimer* (Hrsg.), Reichsstadt und Landwirtschaft, Petersberg 2020, S. 227-253; *J. Maegraith*, Begehrt, knapp und im Wandel: Fleisch, in: *J. A. Schmidt-Funke* (Hrsg.), Materielle Kultur und Konsum in der Frühen Neuzeit, Wien 2019, S. 107-134.
- 10 Vgl. zum Ressourcenbegriff: *A. Schanbacher*, Einleitung – Begrifflichkeiten und Forschungskonzepte, in: *ders.* (Hrsg.), Ressourcen in historischer Perspektive, Landschaft, Literatur und Nachhaltigkeit, Göttingen 2020, S. 4-11.
- 11 Vgl. dazu einführend: *A. Schanbacher*, Umweltgeschichte – Konzepte, Themen, Herausforderungen, in: *Rhein-Maas. Geschichte, Sprache und Kultur* 10 (2020), S. 7-16.
- 12 *J. de Blainville*, Reisebeschreibung durch Holland, Oberdeutschland und die Schweiz besonders aber durch Italien. Band 1/1, Lemgo 1764, S. 55. Vgl. auch die Beiträge in *D. Rabreau / S. Pascalis* (Hrsg.), La nature citadine au siècle des Lumières. Promenades urbaines et villégiature, Paris 2005 sowie *C.-F. Mathis / É.-A. Pépy* (Hrsg.), La ville végétale. Une histoire de la nature en milieu urbain (France, XVIIe-XXIe siècle), Ceyzérieu 2017.

Zeit wandelte, bleibt die Grundkonstante eine mehr oder weniger gut begründete und empfundene Bedrohung der Gesundheit, der Nahrungsmittelversorgung und der Ruhe der Menschen und ihrer Nutztiere und -pflanzen. Untersucht werden in diesem Bereich z. B. der Umgang mit Krankheitsüberträgern wie tollwütigen Hunden, potentiell das menschliche Leben bedrohende Raubtiere, Nahrungsmittelschädlinge sowie Tierkrankheiten wie die vor allem im 18. Jahrhundert verbreitete Rinderpest.¹³ Unkräuter wie die seit dem 18. Jahrhundert gefürchtete Wucherblume (*Chrysanthemum segetum*) werden dagegen bisher seltener thematisiert.¹⁴

Teilweise angeschlossen an umwelt- und sozialgeschichtliche Fragestellungen, aber insbesondere kulturwissenschaftlich geprägt, nähert sich das relativ junge und herausfordernde Feld der Tier- bzw. Pflanzengeschichte der Thematik an.¹⁵ Kennzeichnend für diese Konzepte ist der verstärkte Fokus auf Tiere als „handlungsfähige Subjekte und Teil der Geschichte“ und damit als sozialer Akteur sowie eine veränderte Grenzziehung zur Pflanzenwelt.¹⁶ Exemplarisch konnte Aline Steinbrecher am Beispiel der frühneuzeitlichen Beziehungen zwischen Hunden und Menschen im urbanen Raum dieses Konzept umsetzen.¹⁷ So zeigte sie anhand von Beispielen aus Frankfurt a. M. und Zürich die Rolle von Hunden als Statussymbol und Kommunikationsmedium, und gleichzeitig, wie Hunde in unterschiedlichen Bereichen der Öffentlichkeit präsent waren und bis ins Innere der Häuser gelang-

13 K. Burghard, Hundswuth und Wasserscheu. Die Tollwuttherapie im Jahrhundert vor Pasteur, Berlin 2000; P. Masius / J. Sprenger (Hrsg.), A Fairytale in Question. Historical Interactions Between Humans and Wolves. Cambridge, UK 2015; S. Windelen, Mäuse, Maden, Maulwürfe. Zur Thematisierung von Ungeziefer im 18. Jahrhundert, Diss. Göttingen 2010; J. Sprenger, „Die Landplage des Raupenfraßes“. Wahrnehmung, Schaden und Bekämpfung von Insekten in der Forst- und Agrarwirtschaft des preußischen Brandenburgs (1700-1850), Quedlinburg 2011; S. Windelen / K. Engelken / D. Hünninger (Hrsg.), Beten, Impfen, Sammeln. Zur Viehseuchen- und Schädlingsbekämpfung in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2007.

14 J. G. Krünitz, Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- u. Landwirthschaft, Bd. 240, Berlin 1857, S. 118 ff.

15 Meist englisch u. a. als *animal history*, *animate history*, *animal-human history* und *plant history* bezeichnet.

16 G. Krüger / A. Steinbrecher / C. Wischermann, Animate History. Zugänge und Konzepte einer Geschichte zwischen Menschen und Tieren, in: *dies.* (Hrsg.), Tiere und Geschichte. Konturen einer Animate History, Stuttgart 2014, S. 11, 13; H. Kean / P. Howell (Hrsg.), The Routledge Companion to Animal-Human History, London/New York 2019; S. Ruppel, Von Pflanzen und Menschen. Botanophilie in der aufklärerisch-bürgerlichen Gesellschaft um 1800, Köln 2019, S. 16 f.; ein Referenzpunkt könnte die Literaturgeschichte sein, in der ebenfalls Pflanzen als Akteure untersucht werden: A. Kramer / U. Stobbe / B. Wanning (Hrsg.), Pflanzen und Literatur, Frankfurt a.M. [in Vorbereitung].

17 A. Steinbrecher, Hunde und Menschen. Ein Grenzen auslotender Blick auf ihr Zusammenleben (1700-1850), in: Historische Anthropologie 19/2 (2011), S. 192-210. Bereits den Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts war die besondere Stellung des Hundes bewusst. Die erste polnische naturgeschichtliche Enzyklopädie bezeichnet dementsprechend den Haushund (*pies domowy*) als „ein Tier zwischen allen [anderen]“, X. Ładowski, *Historia Naturalna Krolestwa Polskiego*, Krakau 1783, S. 129.

ten.¹⁸ Bei diesen, aber auch vielen anderen Tieren kann dabei das aus der Anthropologie stammende Konzept der *Liminalität* Anwendung finden. Es beschreibt Phasen oder Zustände des Übergangs, wie im Fall von Versuchstieren, die von autonomen Lebewesen zu wissenschaftlich nutzbaren Informationsträgern werden, oder bei „Schwellentieren“, die zwischen den Kategorien des Wildtiers und des domestizierten Tiers stehen und die Zuordnung teilweise sehr schnell wechseln können.¹⁹

Die folgenden Beiträge beziehen sich nun jeweils auf eine oder mehrere der vorgestellten Herangehensweisen. In einer über Mitteleuropa hinausgehenden Perspektive, die Fallbeispiele aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, Polen und Schweden einschließt, werden auf einer breiten Quellenbasis vielfältige Mensch-Tier-Pflanzen-Geschichten der Frühen Neuzeit vorgestellt. Auf Beiträge mit dem Schwerpunkt auf Tieren folgen Texte, die sich auf Pflanzen konzentrieren oder beide Aspekte kombinieren.

Im ersten Beitrag widmet sich *Martin Stuber* der Allmendewirtschaft der schweizerischen Stadt Chur. In seiner die Zeit vom 14. bis zum 19. Jahrhundert umfassenden Untersuchung zeigt er die große Bedeutung und Komplexität der Viehwirtschaft in dieser Stadt und den damit zusammenhängenden Bedarf an Weideland auf. Eine zentrale Entwicklung stellte dabei das ab dem 16. Jahrhundert deutlich ausgeweitete System der Transhumanz dar, bei dem Churer Vieh im Sommer auf durch die Stadt angekaufte Alpen im 25 Kilometer entfernten Arosa getrieben wurde.

Mit Bezug auf den Viehhandel im Königreich Polen des 16. Jahrhunderts untersucht *Anna Paulina Orłowska* anschließend, welche Formen der Interaktion sich zwischen den meist aus den ostpolnischen Provinzen stammenden Rindern und den räumlichen Strukturen der Städte Großpolens [Wielkopolska] nachweisen lassen. Wechselwirkungen können dabei u. a. anhand der naturalen Gegebenheiten der Städte, der lokalen Jahrmärkte und der Möglichkeiten zur Schlachtung der Tiere festgestellt werden.

18 A. Steinbrecher (s. A 17), S. 196 f.; 202 f.; vgl. zu einer ähnlichen Herangehensweise an die Geschichte der Beziehung zwischen Menschen und Katzen: M. Hengerer, Die Katze in der Frühen Neuzeit. Stationen auf dem Weg zur Seelenverwandten des Menschen, in: C. Wischermann (Hrsg.), Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen, Konstanz 2007, S. 53-88.

19 C. Wischermann/P. Howell, Liminality: A Governing Category in Animate History, in: C. Wischermann/A. Steinbrecher/P. Howell (Hrsg.), Animal History in the Modern City. Exploring Liminality, London 2019, S. 2, 6 f.; C. Wischermann, Liminale Leben(s)räume. Grenzverlegungen zwischen urbanen menschlichen Gesellschaften und anderen Tieren im 19. und 20. Jahrhundert, in: T. E. Hauck et al. (Hrsg.), Urbane Tier-Räume, Berlin 2017, S. 16.

Ulf Wendler bewegt sich von den stadtgeschichtlichen Praktiken auf die diskursive Ebene der frühneuzeitlichen Tier-Mensch-Beziehung. Anhand von Pesttraktaten vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, die überwiegend aus Städten des Fürstentums Lüneburg stammen, kann Wendler zeigen, inwiefern Tiere angesichts der teilweise verheerenden Seuchenzüge dieser Zeit einerseits als Opfer und Verbreiter von Krankheiten gesehen wurden, andererseits aber Tiere und tierische Produkte als Heilmittel sowie als Teil einer gesunden Ernährung betrachtet wurden.

Eine während der Frühen Neuzeit zunehmend bedeutsamere Rolle spielten exotische Tiere und Haustiere. Ihre emotionale und repräsentative Bedeutung untersucht **Mirijam Beier** am Beispiel von Berufsmusikerfamilien aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie zeigt auf der Basis von Briefen des Musikerehepaars Marianne und Franz Pirker sowie der Familie Mozart wie besonders der Besitz von Hunden, aber auch von Katzen und Vögeln Kennzeichen der gesellschaftlichen Stellung war, die Tiere daneben aber auch vermenschlicht wurden und die Rolle von Familienmitgliedern übernahmen.

Eine weitere ertragreiche Quellengruppe für die Untersuchung des Blicks auf Tiere und Pflanzen in der frühneuzeitlichen Stadt stellt **Ansgar Schanbacher** vor. In Tageszeitungen und Intelligenzblättern des 18. Jahrhunderts erweist sich dabei vor allem der Anzeigenteil als aufschlussreich, der den Nutzen von Tieren und Pflanzen – z. B. als Nahrungsmittel aus städtischen Gärten oder Beitrag zum Verständnis der Welt, aber auch die von ihnen ausgehenden Gefahren und Störungen – behandelt und teilweise Themenfelder eröffnet, die in anderen Quellengattungen kaum erreichbar sind.

Annika Björklund geht anschließend auf städtische Gärten (*trädgård*, *kålgård* und *kryddgård*) im vormodernen Schweden ein. Einerseits auf das gesamte Königreich bezogen, andererseits mithilfe der Fallbeispiele Stockholm und Karlstad am Vänern zeigt sie Traditionslinien zwischen dem Spätmittelalter und dem 18. Jahrhundert auf und bespricht geeignete Quellenbestände wie Stadtpläne, die Größe und die Besitzverhältnisse der Gärten sowie die darin angebauten Fruchtarten.

Abschließend analysiert **Marc Banditt** städtische Grünanlagen in Danzig [Gdańsk]. Hierbei geht es ihm weniger um die landwirtschaftliche Nutzung von Gärten oder Weiden, sondern er zeigt unter anderem am Beispiel der 1768/70 angelegten Großen Allee nordwestlich des Stadtzentrums und den seit Anfang des 17. Jahrhunderts entstandenen privaten botanischen Gärten – monarchische Einflüsse fehlten – die Bedeutung von Pflanzen für das bürgerliche ästhetische Empfinden und für die Markierung des gesellschaftlichen Status sowie für das städtische Gelehrtentum.

Die versammelten Beiträge gehen auf die Tagung „Tiere und Pflanzen im urbanen Raum. Mensch-Umwelt-Interaktionen vom Spätmittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung“ zurück, die am 23. September 2020 coronabedingt ausschließlich online stattfand.

Der *Klaus Inhülsen-Zustiftung* und *Göttingen International* wird an dieser Stelle für einen Druckkostenzuschuss zur Ermöglichung der aussagekräftigeren Farbabbildungen sowie der Übersetzung des Aufsatzes von Annika Björklund herzlich gedankt.

Göttingen/Esslingen am Neckar, Februar 2021

Ansgar Schanbacher

Urban farming in der „Agrargesellschaft“

Die Allmende der Churer Bürgerschaft¹

Die städtische Landwirtschaft (*Urban agriculture*) hat seit Beginn des 21. Jahrhunderts mit dem Ziel der lokalen Nachhaltigkeit weltweit an Bedeutung gewonnen. Darunter subsumiert wird die ganze Vielfalt heutiger landwirtschaftlicher Produktionsweisen in der Stadt: von Haus-, Schul- und Gemeinschaftsgärten bis hin zu Dachgärten, vertikalen Gärten und Gärten in Innenräumen. Eine mögliche Typologie unterscheidet zwischen urbanem Gartenbau (*Urban gardening*) und urbanem Landbau (*Urban farming*). Bei ersterem dient Nahrungsmittelerzeugung zum eigenen Verbrauch und darüber hinaus der Erreichung von sozio-kulturellen Zielen. Dagegen beruht der urbane Landbau auf einem Geschäftsmodell, das die Nähe zur Stadtbevölkerung nutzt, um dieser die lokalen oder regionalen Agrarprodukte zum Verkauf anzubieten.² Ein weiterer Gliederungsvorschlag differenziert nach privater Nutzung in Privatgärten, Familiengärten oder auf Balkonen (*personal*), gemeinschaftlicher Nutzung in Schulgärten, Guerillagärten oder interkulturellen Gärten (*community*) sowie kommerzieller Nutzung in urbanen Farmen oder Indoor-Anlagen (*commercial*).³

Die heutige Vielfalt hat den Blick geschärft für die vergangenen Formen der städtischen Nahrungsproduktion.⁴ Anschlussfähige Forschungsstränge finden sich

1 Der Beitrag entstand am Historischen Institut (Abteilung Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte) der Universität Bern im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Projekts SCALES (Sustainable Commons Adaptions to Landscape Ecosystems in Switzerland, 2017-2020). Die Projektsynthese wird 2021 erscheinen: T. Haller/K. Liechti/M. Stuber/F.-X. Viallon/R. Wunderli (Hrsg.), *Balancing the Swiss Commons: Institutional Transformations and Sustainable Innovations* (in print).

2 *Urban Agriculture in Europe. Patterns, Challenges, Policies*. European Union, 2017: [https://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/IDAN/2017/614641/EPRS_IDA\(2017\)614641_EN.pdf](https://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/IDAN/2017/614641/EPRS_IDA(2017)614641_EN.pdf) [30.12.2020].

3 N. J. Kennard/R. H. Bamford, *Urban Agriculture: Opportunities and Challenges for Sustainable Development*, in: W. Leal Filho/A. M. Azul/L. Brandli/P. G. Özuyar/T. Wall (Hrsg.), *Zero Hunger. Encyclopedia of the UN Sustainable Development Goals*, Cham 2020; https://doi.org/10.1007/978-3-319-95675-6_102 [30.12.2020].

4 Siehe stellvertretend E. Landsteiner/T. Soens (Hrsg.), *Farming the City. The Resilience and Decline of Urban Agriculture in European History*, *Rural History Yearbook 2019*, Innsbruck/Wien 2020.

in historischen Untersuchungen zu den Stadt-Umland-Beziehungen,⁵ zum Ackerbürgertum⁶ und dem städtischen Garten- und Weinbau⁷ sowie zu den städtischen *Common Pool Resources* (CPR).⁸ Aus allen drei Bereichen lassen sich grundlegende Anregungen für die vorliegende Untersuchung gewinnen. Erstens kann sich eine Analyse der pflanzlichen und tierischen Nahrungsproduktion nicht auf das Gebiet innerhalb der Stadtmauern beschränken, sondern muss schwergewichtig auch die extramuralen Räume einbeziehen. Zweitens ist nicht von einem homogen genutzten städtischen Agrarraum auszugehen, vielmehr von – meist topografisch bedingten – stark abgestuften Nutzungsintensitäten. Drittens gilt es bei der Regulierung einer städtischen Allmende gleichzeitig mehrere Polaritäten in den Blick zu nehmen, so das Wechselspiel zwischen privater und kollektiver Nutzung, die Ausrichtung auf Versorgung oder auf Rendite sowie die sozialen Exklusions- und Inklusionsprozesse bezüglich Berechtigung und Partizipation der Einwohnerschaft.

Die Verwendung des heutigen Begriffs *Urban farming* betont die Absicht, den aktuellen Diskurs in Beziehung zu setzen mit den historischen Nutzungsformen. Diese sind aber klar in ihrer Zeit mit überwiegend solarer und lokaler Ressourcenbasis zu verorten. Der hier zu rekonstruierende städtische Umgang mit pflanzlichen und tierischen Ressourcen fand unter den energetischen Bedingungen der „Agrargesellschaft“ statt, also vor der Transformation in die fossilenergiebasierte „Industriegesellschaft“, deren Beginn sich in Chur mit dem Anschluss an die Eisenbahnlinie St. Gallen-Sargans (1858) datieren lässt.⁹

5 Siehe z. B. S. *Sonderegger/H. Wittmann/D. Guggenheimer* (Hrsg.), *Reichsstadt und Landwirtschaft*, Petersberg 2020; N. *Petersen*, *Die Stadt vor den Toren. Lüneburg und sein Umland im Spätmittelalter*, Göttingen 2015.

6 Siehe z. B. K.-U. *Jäschke/C. Schrenk* (Hrsg.), *Ackerbürgertum und Stadtwirtschaft. Zu Regionen und Perioden landwirtschaftlich bestimmten Städtewesens im Mittelalter*, Heilbronn 2002; K. *Keller*, *Ackerbürgerstadt*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online* 2019 [30.12.2020].

7 Siehe z. B. E. *Landsteiner*, *Urban Viticulture in Late Medieval and Early Modern Central Europe*, in: E. *Landsteiner/T. Soens* (s. A 4), S. 168-180.

8 Siehe z. B. H.R. *French*, „...a great hurt to many, and of advantage to very few.“ *Urban Common Lands, Civic Government, and the Problem of Resource Management in English Towns, 1500-1840*, in: E. *Landsteiner/T. Soens* (s. A 4), S. 50-74; L. *Lorenzetti*, *Gérer les terres, gérer les confits. Les terres des Locarnesi, XVIe-XVIIIe siècles*, in: *ders./Y. Decorcant/A.-L. Head-König* (Hrsg.), *Relire l'altitude. La terre et ses usages. Suisse et espaces avoisants, XII-XXIe siècles*, Neuchâtel 2019, S. 57-76; M. *Stuber/S. Baumgartner*, *From Natural Supply to Financial Yields in the Common Fields of the Civic Corporation of Bern since the Seventeenth Century*, in: T. *Haller/T. Breu/T. De Moor/C. Rohr/H. Znoj* (Hrsg.), *The Commons in a Glocal World. Global Connections and Local Responses*, Abingdon, Oxon/New York 2019, S. 173-191.

9 Siehe C. *Pfister*, *Umweltnutzung und -probleme*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 14.1.2014; <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/024598/2014-01-14/#HUmweltschichte> [30.12.2020].

1. Ausrichtung auf Viehwirtschaft und Transithandel

Chur richtete seine städtische Agrarproduktion seit dem Spätmittelalter hauptsächlich auf die Viehwirtschaft aus und konnte damit bis zum Ende der „Agrargesellschaft“ im 19. Jahrhundert seinen Eigenbedarf an Fleisch- und Milchprodukten weitgehend decken. Das viehwirtschaftliche Gepräge der Stadt wurde verstärkt durch den Bedarf des Transithandels nach Unterbringung und Fütterung der zahlreichen durchziehenden Zugtiere. Die Alpenstadt Chur ist Ausgangspunkt mehrerer Passübergänge, und der Transithandel bildete seit den Anfängen einen wichtigen Bestandteil des städtischen Wirtschaftsgeschehens. Damit in Zusammenhang stand die überregionale Getreideversorgung der Stadt, die von ihrer Rolle als wichtiger Kornumschlags- und Handelsplatz profitieren konnte. Dies entband Chur von der Notwendigkeit einer eigenen bedarfsdeckenden Getreideproduktion, was die einseitige Ausrichtung auf die Viehwirtschaft überhaupt erst erlaubte.¹⁰

Das ganze Ausmaß der städtischen Viehwirtschaft zeigt eine städtische Viehliste aus der Zeit der späten „Agrargesellschaft“. Auf Dezember 1795 wurden insgesamt 808 Stück Hornvieh, davon 488 Kühe, 139 Ochsen, 98 Kälber, 72 Mesen (2-jährige Rinder) und 11 Stiere verzeichnet. Geht man für das Ende des 18. Jahrhunderts von einer Bevölkerungszahl von rund 2.300 aus, so kamen auf ein in der Stadt überwinterndes Hornvieh etwas weniger als drei Einwohner. Dabei war die Verteilung vergleichsweise ausgeglichen. Von den insgesamt 193 Churer Rindviehhaltern verfügten nahezu die Hälfte bloß über ein bis zwei Kühe, und nur gerade 13 Halter besaßen mehr als zehn Stück.¹¹ Entsprechend befanden sich innerhalb der Stadtmauern unzählige Stallungen, Scheunen und Miststöcke, wobei gerade die „Mistleginen“ wiederholt zu Konflikten führten. So klagte im Jahr 1596 die Stadt Chur zusammen mit der Schmiedezunft, die Anwohner Hans Walser, Niclas Hassler u. a. hätten die Gemeine Gasse neben dem Zunfthaus und dem Hof bis an die Reichsgasse am oberen Markt mit Mist „verwüestet“. Der Unrat sei wegzuräumen, um die Gasse wieder sauber und ohne Gestank begehbar zu machen. Das Profektgericht entschied, der Tierdung müsse fortgeschafft werden und auch künftig habe niemand das Recht, dort derartige Depots abzulegen. Obwohl solche Anordnungen immer wieder getroffen wurden, mussten die Miststöcke vor den Ställen innerhalb der Stadtmauern

10 M. Bundi, Aussehen, Bevölkerung, Erwerbszweige, in: U. Jecklin (Hrsg.), Churer Stadtgeschichte, Bd. 1, Chur 1993, S. 266-323, hier S. 291-295; M. Bundi, Wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung bis ungefähr 1640, in: ebda., Bd. 1, S. 451-493, hier S. 462-469; M. Hilfiker, Chur im 17. und 18. Jahrhundert: Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, in: ebda., Bd. 2, S. 13-66, hier S. 28-29; J. Simonett, Chur und der Untergang des Freistaates, in: ebda., Bd. 2, S. 67-120, hier S. 89-90.

11 U. Jecklin, Niedergang der Zunftherrschaft und Beginn der Gewerbefreiheit, in: U. Jecklin (Hrsg.), Churer Stadtgeschichte, Bd. 2, Chur 1993, S. 121-172, hier S. 146-148.

aber grundsätzlich geduldet werden.¹² Wie sehr Chur bis weit ins 19. Jahrhundert einen agrarwirtschaftlichen, dörflichen Charakter hatte, brachte Peter Conradin von Tschanner in einer vielzitierten Passage aus seinen *Wanderungen durch die Rhätischen Alpen* (1831) auf den Punkt:

„Wenn aber im Frühjahr Scharen von Knechten mit Schaufeln und Hacken in der Morgenkühle aus allen Thoren ziehen; wenn im Sommer hochbeladene Wagen den Erndtesegen einbringen, und bald in allen Stadtvierteln der abgemessene Takt der Dreschflegel das Herannahen des Herbstes verkündet; wenn dann die Herden, von den Vorboten des Winters aus dem Hochgebirge vertrieben, alle Gassen durchziehen nach ihren Ställen: so erscheint Chur als ein ansehnliches Dorf mit gemauerten Häusern, Ringmauern und Thoren.“¹³

2. Grundlegung der exklusiven Bürgerallmende im Spätmittelalter

Für die Viehwirtschaft in der Zeit der „Agrargesellschaft“ waren die Allmenden von grundlegender Bedeutung. Im weiteren Sinn bezeichnen sie Weiden-, Wald- und Ödlandflächen, die von den dazu berechtigten Bewohnern eines Siedlungsverbands zur kollektiven wirtschaftlichen Nutzung bestimmt wurden. Im engeren Sinn sind damit nur die Flächen für die kollektive Viehweide hauptsächlich im Frühling und im Herbst gemeint, wobei die Sömmerung auf den – meist kollektiv organisierten – Alpen und die Weide in den Gemeinwäldern natürlich eng damit verflochten waren. Zentrale Bedeutung kam den Zäunen zu, welche die äußere Unterscheidung zwischen Kollektiv- und Individualnutzung bildeten. Die Übergänge waren allerdings fließend, da Sondereigentum oft nur temporär für mehrere Jahre oder wiederkehrend für bestimmte Monate im Jahr Geltung hatte.¹⁴

Die ersten, unvollständig überlieferten Stadtordnungen zwischen 1368 und 1376, mit denen sich die Churer Bürgerschaft vom bischöflichen Stadtherrn zu emanzipieren begann, führten die städtische Allmende unter der Bezeichnung „der burger waid“ gleich im ersten Abschnitt auf. Darin wurde festgelegt, „daz jeder man in siner Wisen ze Chur Amat [Emd] machen sol, und mag, wenn er sie mit Mist, und Wasser dar zuo gebracht hat, und bringen mag und er si ouch umb gezünet hat.“¹⁵ Es ist bemerkenswert, dass sich die spätmittelalterliche Intensivierung der Vieh- und

12 M. Bundi (s. A 10), hier S. 291, 301.

13 P. C. von Tschanner, *Wanderungen durch die Rhätischen Alpen*. Ein Beytrag zur Charakteristik dieses Theils des Schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner, Zürich 1829, S. 173-174.

14 M. Leonhard/M. Mattmüller, Allmend, in: *Historisches Lexikon der Schweiz* HLS, Version vom 17.05.2001; <https://hls-dhs-dss.ch/de/export/articles/013704/2001-05-17/WebHome?format=pdf&pdftemplate=HLSCode.ArticlePdfExport> [30.12.2020]; H. Moosberger, Die Bündnerische Allmende, Chur 1891.

15 Nach L. Bühler, *Stadtbild. Wirtschaft und Bevölkerung bis zum beginnenden 14. Jahrhundert*, in: U. Jecklin (Hrsg.), *Churer Stadtgeschichte*, Bd. 1, Chur 1993, S. 225-265, hier S. 232-233.



Abb. 1: Chur von Südwesten, im Vordergrund die „Kälberweide“, 1830-1840.
Verm. J. Werner Sohn (Ausschnitt); Quelle: *Stadtarchiv Chur*, G I/1.0004.1251830-40.

Graswirtschaft in den städtischen Statuten an vorderster Stelle niederschlug. Der entscheidende Schritt zur Selbstorganisation der Churer Bürgerschaft war dann die Installierung des Zunftregiments im Jahr 1465, das in der Folge fast vier Jahrhunderte das Fundament des politischen, ökonomischen und sozialen Lebens von Chur bildete.¹⁶ Die Zugehörigkeit zu einer der fünf Zünfte war nun Voraussetzung für den Status eines vollberechtigten Bürgers, der im Gegensatz zum minderberechtigten Hintersassen mit allen politischen und ökonomischen Rechten ausgestattet war. Angesichts der sozialen Verengungsprozesse in den folgenden Jahrhunderten blieb damit eine zunehmende Anzahl der Stadtbewohner von der vollen Nutzung der Allmende ausgeschlossen. Im 17. Jahrhundert zählte nur noch rund die Hälfte der Churer Einwohnerschaft zur berechtigten Bürgerschaft, gegen Ende des 18. Jahrhunderts ging der Anteil der berechtigten Bürger sogar auf rund einen Viertel zurück.¹⁷

16 *M. Bundi*, Chur (Gemeinde), Vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: *Historisches Lexikon der Schweiz HLS*, Version vom 18.11.2015; <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/001581/2015-11-18/> [30.12.2020].

17 *M. Hilfiker* (s. A 10), S. 22-27; *U. Jecklin* (s. A 11), S. 137.

Die Regulierung der Allmende war ein Gegenstand der umfassenden *Zunftverfassung*. In den die Allmende betreffenden Passagen ging es im Wesentlichen um das Austarieren zwischen der individuellen Grasnutzung und der kollektiven Gemeinweide. So wurde festgelegt, welche Zunft für die Behirtung von welchen Vieharten zuständig war. Die Rebleutezunft hatte einen Hirten für die Rinder zu stellen, die Schuhmacherzunft einen für die Ochsen, Schafe und Kälber, die Schneiderzunft einen für die Schweine, die Pfisternzunft einen für die Ziegen, und die Schmiedezunft einen für die Pferde (§ 53-57). Zunftmeister und „Elfer“, die nicht rechtzeitig für die Anstellung ihres Hirten sorgten, mussten eine doppelte Buße für die Stadtkasse und für die Zunftkasse entrichten (§ 58). Jedes Jahr sollte acht Tage vor dem St. Georgstag (25. April) in den Kirchen St. Martin und St. Regula bekannt gemacht werden, dass jedermann seine „beschlossnen Gütter“ innerhalb der nächsten vierzehn Tage einzuzäunen hatte, um sie vor den weidenden Tieren zu schützen, wobei bei Unterlassung eine Buße erfolgte (§ 59). Für unbeaufsichtigte „Ross, Vich, Gaissen, Ochsen, Schaüf und Schwin“, die nicht den Hirten unterstellt wurden, fielen ebenfalls Bußen an (§ 60).¹⁸

3. Individual- und Kollektivnutzung in den Allmendordnungen im 16. Jahrhundert

Dasselbe Bemühen um Interessenausgleich zwischen Individual- und Kollektivnutzung zeigt sich in der *Ordnung über die Nutzung der Allmend* (1505). Darin erhielt jeder Bürger zur privaten Heunutzung einen Streifen Allmendland von 3 Klaftern Breite und 70 Klaftern Länge (ca 5,4 m x 126 m) zugeteilt, für den ein jährlicher Zins von 18 Pfennig zuhanden der Stadtfinanzen zu bezahlen war (§ 1). Dieses individuelle Heunutzungsrecht galt allerdings nur für den Zeitraum, in dem sich das Churer Vieh auf der Alp befand; die übrige Zeit des Jahres blieben diese Streifen dem allgemeinen Weidgang unterworfen (§ 3). Verkauft werden durfte ein solches Nutzungsrecht nur innerhalb der Bürgerschaft, nicht aber an Hintersassen oder Fremde (§ 4).¹⁹ Ebenfalls auf Interessenausgleich zielte die *Weide-Ordnung* (1559), indem man zum einen den ärmeren bürgerlichen Haushalten ein Minimum garantierte und zum anderen die Allmende vor kommerziell motivierter Übernutzung schützte. So durfte kein Bürger mehr Kühe auf die Allmendweide treiben, als er zu wintern vermochte. Wer keine

18 Abschrift der vollständigen Zunftverfassung („Fassung B“) (ediert in *T. Bruggmann*, *Wachsendes Selbstbewusstsein und zunehmende Verschriftlichung – Churer Quellen des 15. Jahrhunderts*, Chur 2017, S. 215-227, hier S. 224-225); siehe *U. Wendler*, *Reform und Weiterentwicklung. Die Churer Zunftverfassung von 1577*, in: *Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Graubündens* 2018, S. 37-77.

19 *Ordnung über die Nutzung der Allmend*, 01.07.1505, ediert in *T. Bruggmann* (s. A 19), S. 198.

eigenen Güter besaß, konnte trotzdem eine Kuh weiden lassen, aber nicht mehr als eine. Zudem war es jedem Bürger erlaubt, auch Mastvieh zu halten, jedoch nur für den Eigenbedarf.²⁰ Analoge Regelungen wurden für das auf Churergebiet gewonnene Heu erlassen. So durfte wohl Heu, das auf eigenen Gütern gewachsen war, verkauft werden, wobei die Bürger dabei den Vorzug vor den Fremden besaßen; hingegen war es untersagt, Heu aufzukaufen, um es wiederzuverkaufen (Fürkauf). Die Sicherung der Futtersversorgung umfasste auch das in der Schmiedezunft organisierte Wagner- und Säumergewerbe. Wer über eigenes Heu verfügte, durfte bis zu fünf Pferde halten, wer kein eigenes Heu besaß, nicht mehr als vier Pferde. Den Hintersassen standen überhaupt keine Pferde zu, hingegen ein Paar Zugochsen. Alle wurden explizit gewarnt, sich für die zu winternden Zugtiere mit genügend Futter einzudecken, denn die Obrigkeit werde niemanden zwingen, Heu zu verkaufen. Fremden durchziehenden Säumern war es nicht gestattet, mehr als zwei Nächte in der Stadt zu verbringen; es stand ihnen aber offen, für ihre Tiere Heu zu kaufen.²¹

4. Kontinuitäten und Dynamiken auf der Churer Flur in der Langzeitperspektive

Im Plan *Nutzungsgebiete der Churer Flur im Spätmittelalter*, der auf einer akribischen Flurnamenkarte von Andrea Schorta basiert, ist der viehwirtschaftliche Schwerpunkt mit den dominanten Wiesen- und Weideflächen deutlich erkennbar.²² Die Rekonstruktion macht darüber hinaus auf die Gesamtheit der Nutzungsformen aufmerksam, die in ihrer konkreten räumlichen Verteilung wesentlich von der spezifischen Churer Topografie geprägt sind. Der städtische Raum wird durchschnitten von der Plessur, die bis hinunter zur Mündung in den Rhein einen Schwemmkegel bildet. Die Churer Flur hat ihren tiefsten Punkt in diesem Mündungsgebiet (564 M. ü. M.), hebt sich von dort vorerst flach bis zum ummauerten engeren Stadtgebiet an (590 M. ü. M.), um dann an den mehrheitlich bewaldeten Flanken steil bis auf 1.885 M. ü. M. anzusteigen. Aus der Schwemmebene ragt ein Felssporn mit dem Bischofsitz heraus (620 M. ü. M.), an den sich die von der Stadtmauer umfasste überbaute Fläche anschmiegt.²³ Diese nahm gemessen am Ausmaß der gesamten städtischen Flur nur sehr wenig Platz ein und war umgeben von kleinräumigen, intensiv genutzten Kräuter- und Obstgärten. Daran schlossen sich – immer noch in der Zone

20 Weide-Ordnung vom 7. April 1559, nach *M. Bundi* (s. A 10), S. 456.

21 Ebd., S. 456-464.

22 A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jahrhundert, eine Flurnamenstudie, Genf/Zürich 1942; „Plan 1: Nutzungsgebiete der Churer Flur im Spätmittelalter“, in: *M. Bundi* (s. A 10), S. 268-269.

23 K. Fuchs, Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz, Zürich 2011.



Abb. 2: Chur 1638, Matthäus Merian, koloriert; Quelle: Privatbesitz.

oberhalb der Höhenlinie von 580 M. ü. M. – die zahlreichen Weingärten an, die zum Schutz vor unerlaubt eindringenden Weidetieren mit festen Mauern versehen waren. Auf die große Bedeutung des Rebbaus für die Stadt Chur verweist schon der Zusammenschluss der Weingutbesitzer zu einer eigenen Rebleutezunft. Diese bürgerlichen „Bauherren“ bewirtschafteten ihre arbeitsintensiven Güter zumeist nicht selbst, sondern überließen die Arbeit den Rebarbeitern und Rebknechten. Die tagelöhnenden Rebarbeiter hatten den Status eines *ungestürten* Hintersassen und mussten die Stadt in der Regel nach der Weinlese im Herbst wieder verlassen. Leicht besser gestellt waren die Rebknechte als steuerzahlende Hintersassen, deren Aufenthaltsrecht zeitlich nicht prinzipiell begrenzt, aber an ihr Wohlverhalten gebunden war.²⁴ Ebenfalls in einer etwas höher gelegenen, den Überschwemmungen von Plessur und Rhein weniger ausgesetzten Zone befanden sich die Äcker, die sich entlang der beiden Ausfall-

²⁴ M. Bundi (s. A 10), S. 270; U. Jecklin (s. A, 11), S. 142-144.

straßen nach Domat/Ems und nach Landquart gruppierten. Ihr Vorkommen reichte aber wie dasjenige der beidseitig anschließenden Wiesen etwas tiefer hinunter bis zur Höhenlinie von 570 M. ü. M. Unterhalb davon gab es in der Ebene zum Rhein hin ursprünglich nur unbebaute Feuchtgebiete mit Erlenwäldern, Schilf und Sandbänken, die von Flussschutt und Geröll bedeckt waren, nach jedem Hochwasser ihr Aussehen veränderten und als extensives Weideland genutzt wurden. Bezeichnenderweise kann hier die spätmittelalterliche Flurnamenkarte keinen einzigen Namen nachweisen.²⁵

Eine räumliche Vergleichsmöglichkeit in der Langzeitperspektive ergibt sich mit dem *Plan von dem Stadt-Gebiet Chur* des obrigkeitlichen Feldmessers Peter Hemmi aus dem Jahr 1842. Auch gegen Ende der „Agrargesellschaft“ manifestiert sich in der Raumorganisation der Naturalproduktion die topografische Grundstruktur des Stadtgebiets. Nach wie vor wurden die ansteigenden Flanken als Wälder genutzt, wobei dies bei weitem nicht nur Holz beinhaltete: noch um 1800 wurde im größten Teil der Stadtwälder Vieh geweidet und Waldstreue zusammengereicht, die in Gebieten mit wenig Getreideanbau als Einstreue im Stall für die Viehwirtschaft unentbehrlich war.²⁶ Und nach wie vor dienten die tieferliegenden Flächen der Rheinebene bis hin zur Plessurmündung als extensive Weide, die etwas höher gelegenen dagegen – durch besondere Signaturen hervorgehoben – als Obstgärten, Weingärten und Äcker. Diese intensiv bewirtschafteten Gebiete sind in der Rekonstruktion auf der Grundlage von Grundrissplänen aus dem Zeitraum 1775 bis 1820 größtenteils als Privatgüter erkennbar.²⁷ Zu einem guten Teil scheint dies bereits im Spätmittelalter der Fall gewesen zu sein, betreffen doch die meisten Urkunden zu Güterübertragungen aus dem Zeitraum 1401 bis 1465 genau dieselben Gebiete entlang der Ausfallstraße gegen Landquart und unmittelbar nordwestlich des ummauerten Stadtkerns.²⁸

Neben diesen Kontinuitäten sind in der Langzeitperspektive seit dem Spätmittelalter auch zwei Dynamiken auf der Allmende hervorzuheben. Erstens begann die Bürgerschaft im weiten Ödland gegen den Rhein hinunter, einzelne Landstücke zu urbanisieren. Einmal gerodet und von Steinen gesäubert, nannte man diese „Mundaduras“ (mundare = reinigen, säubern, schälen). Das neu erworbene Land wurde in Parzellen aufgeteilt, durch Natursteinmäuerchen abgegrenzt und gegen einen bescheidenen Zins – oft wenig bemittelten – bürgerlichen Haushalten für eine be-

25 A. Schorta (s. A 22), S. 14.

26 Forst- und Waldordnung Löbl. Stadt Chur, Chur 1791; siehe M. Stuber, Versorgung, Rendite, Schutz: die Wälder der Bürgergemeinde Chur seit dem Spätmittelalter, in: *Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen* 172, 2021/1, S. 32-41, hier S. 34.

27 K. Fuchs (s. A 23), Karte C1: „Rekonstruktion für den Zeitraum 1775-1820“.

28 T. Bruggmann (s. A 18), Vorsatz („Die räumliche Verteilung der urkundlich erwähnten Güter in der Stadt Chur und Umgebung“ auf der Grundlage des Stadtplans von Peter Hemmi, 1842).



Abb. 3: Arosa und die Churer Alpen, Blick von der Maienfelder Furka, ca. 1898;
Quelle: Privatbesitz.

stimmte Anzahl Jahre zur Nutznießung überlassen. Die Bewirtschaftung dieser Parzellen war unterschiedlich; einen Teil nutzte man als Wiesland, andere wurden in Äcker umgewandelt und mit Getreide, Mais oder Kartoffeln bepflanzt. Zweitens ließ man zu, dass einzelne Landstücke der Gemeinweide entzogen wurden. Die Gemeinatzung oder das Tratrecht war das zeitlich begrenzte Weiderecht der Gemeinde auf allen privaten Grundstücken, die auf ihrem Gebiet lagen und nicht ausdrücklich davon ausgenommen wurden. Der Rat musste nun immer wieder eingreifen und von Privatpersonen verlangen, dass sie die von ihnen errichteten Zäune zum eigenmächtigen Schutz vor der Gemeinweide rückgängig machten. Manchmal kam er aber auch den Bitten um Einfriedungen nach, vor allem, wenn es sich um einflussreiche und wohlhabende Bürger handelte. Die beiden Dynamiken zusammen führten zur Reduktion der Allmende, die als Entwicklung nur verständlich ist, wenn man bedenkt, dass Chur andernorts erfolgreich um Weideersatz bemüht war.²⁹

²⁹ M. Bundi (s. A 10), 268-270; U. Jecklin (s. A 11), S. 144-147.

Die infolge der genannten Privatisierungsprozesse knapper gewordene Churer Allmende wurde nämlich seit dem 16. Jahrhundert wesentlich ausgeweitet durch das System der Transhumanz. 1544 erschien die Stadt Chur erstmals als Eigentümerin im 25 km entfernten, höhergelegenen Bergdorf Arosa (1.775 M. ü. M.); nach und nach kaufte Chur die meisten Arosener Alpen. Bereits 1600 sömmernten die Churer dort 516 Kühe, 66 Rinder, 13 Mesen und 20 Kälber. Es galt die Regel, dass nur Vieh, das aus Heu von Wiesen auf Churer Stadtgebiet gewintert worden war, auf die Alp geführt werden durfte, wobei die Bürger Vorrang hatten. Sie durften ihr Vieh jeweils eine Woche vor den Hintersassen einschreiben.³⁰ In der Mitte des 19. Jahrhunderts umfassten die Churer Alpen in Arosa insgesamt 353 Stöße auf den Kuhalpen und 175 auf den Galtviehalpen (Rinder). Auf jeder der insgesamt vier Kuhalpen wurde die Milch gemeinschaftlich zu Butter und Käse verarbeitet, die in erster Linie der Selbstversorgung der rund 80 bestoßenden Churer Haushalte dienten; während der Käse bis zur Alpabfahrt eingekellert wurde, säumte man die Butter wöchentlich in die Stadt. Die nicht bestoßenden Churer Bürger erhielten einen Weidzins ausbezahlt.³¹

5. Kulminationspunkt der Allmendregulierung im frühen 19. Jahrhundert

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden zwei umfassende Ordnungen zur Churer Allmende verfasst, die alle vorherigen Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse ersetzten und in Umfang und Regelungsdichte als Kulminationspunkte der Allmendregulierung zu sehen sind.

Die *Weidgangs- und Allmeindenordnung* (1830) regulierte die komplexe Gemeinweide durch die beiden Teilgemeinden „Oberthor“ und „Unterthor“, die man nach den beiden zugehörigen Stadttoren benannte, wobei der durch die Stadt fließende Mühlbach die Grenze bildete (§1). Beide Teilgemeinden versammelten sich jeweils am ersten Märzsonntag im Rathaus (§2), wählten die Verwaltungsbehörde – bestehend aus einem Kassier und vier Rechenherren (§4-7) – und bestellten die beiden „Cavigen“, die Hirten und Pfänder (§8-9). Die „Cavigen“ bestimmten den genauen Zeitpunkt des Viehaustriebs im Frühling, führten ein Verzeichnis über alles Vieh auf den Gemeinweiden, beaufsichtigten die Hirten, zogen Bodenzinse und Hirtenlöhne ein und erstellten darüber jährlich genaue Rechnungen (§12). Detailliert festgehalten wurden die räumlich und zeitlich fein differenzierten kollektiven Weidrechte, die präzise ins Transhumanzsystem eingebunden waren. Die Frühjahrs- und Herbstbe-

30 M. Bundi (S. A. 10), S. 457-464.

31 Eintheilung der Churer Alpen in Stösse, in: Churer Wochenblatt (1841); Die Alpen der Stadt Chur, in: Schweizerische Alpwirtschaft 5 (1864), S. 59-81.

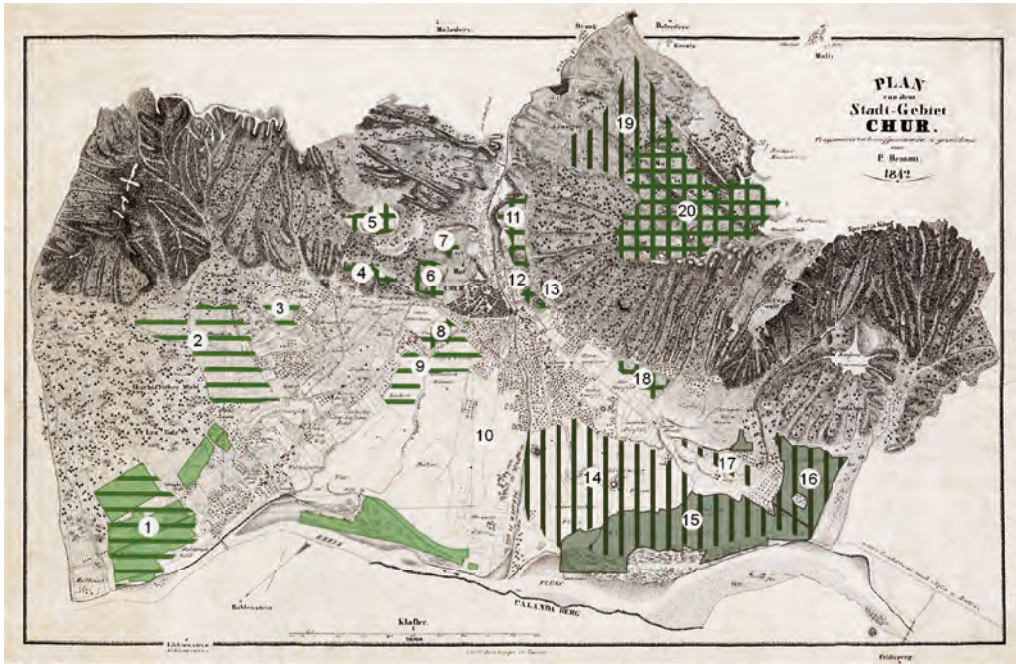


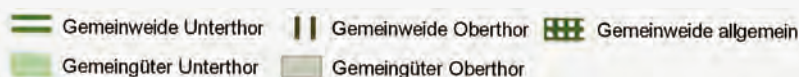
Abb. 4: Die Churer Allmende in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

© Sarah Baumgartner, Universität Bern; Quellen: Plan von dem Stadt-Gebiet Chur (1842), P. Hemmi, *Stadtarchiv Chur*, E o-222; Weidgangs- und Allmeindenordnung (1830); Allgemeine Gemeindegüter-Ordnung (1823); D. Plüss (s. A 37), S. 12.

weidung vor und nach dem Alpsommer in Arosa bildete den Schwerpunkt; die entsprechenden Flächen lagen für die Teilgemeinde „Unterthor“ rechtsufrig der Plessur und für die Teilgemeinde „Oberthor“ linksufrig. Besonders zu erwähnen sind einige höher gelegene Gebiete, die im Jahresablauf als Zwischenstation genutzt wurden (u. a. Mayensässe, Pramontan, Rüti, Mittenberg). Zur Versorgung der Stadt während des Alpsommers wurden die Sommerweiden für Milchkühe genutzt; jeder Bürger konnte auf dem Maimarkt eine „Heimkuh“ kaufen und auf die Weide treiben, auch wenn er kein anderes Vieh oder Wiesen auf Churer Gebiet hatte (§ 15). Auf die Bedeutung des Transitverkehrs weisen die separat aufgeführten Weiderechte für die als Zugtiere verwendeten Ochsen und Pferde hin (Abschnitte B und C).³² Die *Allgemeine Gemeindegüter-Ordnung* (1823) reglementierte die von der Allmende in den

³² Weidgangs- und Allmeinden-Ordnung löbl. Stadt Chur, Chur 1830.

- | | |
|--|--|
| <p>1 „Unterthorer Allmend“
- Frühjahrs- und Sommerweide (Pferde)
- 25.05 bis Alpfahrt (Kühe Unterthor)</p> <p>2 „Praserin, Campodels, Böschen“
- Bis 25.05. (Kühe Unterthor)
- 17.09.-10.10. (Kühe Unterthor)
- 04.10.-11.10 (Pferde)</p> <p>3 „Lürlibad“
- 11.10.-13.10. (Ochsen)</p> <p>4 „Vogelboden“
- Sommerweide (Heimkühe)</p> <p>5 „Mittenberg“
- Frühjahrsweide (Ochsen)
- Sommerweide (Heimkühe)</p> <p>6 „Halde“
- Frühjahrsweide (Ochsen)
- Sommerweide (Heimkühe)</p> <p>7 „St. Luzi“
- Schafe</p> <p>8 „Untere Quader“
- 29.10. (Kühe & Pferde)</p> <p>9 „Lachen- und Sagenwiesen“
- 21.-29.10. (Kühe Unterthor)
- 12.10.-29.10. (Pferde)</p> | <p>10 „Unter der Stadt“ (Lokalisierung unsicher)
- 21.-29.10. (Kühe Unterthor)
- 11.-20.10. (Kühe)</p> <p>11 „St. Hilaria und St. Antönien“
- Sammelplatz „Alpfahrt“ / „Alpentladung“</p> <p>12 „Kälberweide, Galgenhügel“
- Schafe</p> <p>13 „Stierenwiese“
- 29.09. bis 10 Uhr (Kühe)</p> <p>14 „Gross- und Kleinbrucker-Wiesen“
- 17.-29.10. (Kühe Oberthor)</p> <p>15 & 16 „Oberthorer Allmend“
- Frühjahrsweide (Kühe Oberthor)
- 03.10.-08.10. (Kühe Oberthor)</p> <p>17 „Plankiswiesen“
- 29.09.-02.10. (Kühe Oberthor)</p> <p>18 „Trist“
- 14.10.-29.10. (Ochsen)</p> <p>19 „Pramontan, Rüti“
- bis 25.05. (Kühe Oberthor)
- 26.09.-11.10. (Kühe Oberthor)</p> <p>20 „Mayensässe“
- 27.09.-10.10. (Ochsen)</p> |
|--|--|



beiden Teilgemeinden als als temporäres Sondereigentum ausgeschiedenen Parzellen. Da das Los über die Zuteilung der „Gemeingüter“ entschied und diese exklusiv den Bürgern vorbehalten blieben, wurden sie auch „Bürgerlöser“ genannt.³³ Gleich zu Beginn legte die Ordnung fest: „Jeder hier wohnende zünftige Bürger, ledig oder verheirathet, ist zum Besitz eines Gemeinguts berechtigt.“ (§ A, 2) Ausdrücklich schloss man sowohl den Verkauf als auch die generationsübergreifende Übertragung des „Gemeinguts“ aus (§ A, 7). Als Hauptzweck der „Gemeingüter-Austheilung“ wurde betont, „dass der betreffende Boden urbar gemacht werde, und nicht wild und unbebaut wie zuvor liegen bleibe“; dies habe zwingend in den ersten drei Jahren nach der Verlosung durch den Inhaber zu geschehen, ansonsten ver falle das Los (§ A, 10). Die Verlosung erfolgte jährlich „nach Kirchenruf und öffentlicher Bekanntmachung im

33 D. Cadruvi, Die Gemeindelöser nach bündnerischem Recht, Ilanz 1952.

wöchentlichen Anzeiger“ (§ B, 2). Zwei besondere Inspektoren, die je von der „Oberthorer“ bzw. der „Unterthorer“-Teilgemeinde gewählt wurden, übten die Oberaufsicht aus (§ C, 1).³⁴

Bereits seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts war der unbebauten Allmende verstärkt Bodenfläche zwecks Urbarmachung entzogen worden.³⁵ Um die weiter wachsende Bürgerschaft mit ausreichend Gemeingütern zu versorgen, beauftragte der Stadtrat 1835 eine Kommission zur Begutachtung des noch unbebauten Allmendbodens.³⁶ Während 1806 erst 290 Gemeingüter verlost worden waren, waren es 1855 bereits 819.³⁷

6. Auflösung der Allmende und Einführung des Pachtsystems im späten 19. Jahrhundert

Politisch mit der Aufhebung des Zunftregimes (1840) und ökonomisch mit der Transformation von der „Agrargesellschaft“ zur „Industriegesellschaft“ im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts löste sich die Churer Allmende als Ort kollektiv organisierter pflanzlicher und tierischer Produktion zur Eigenversorgung auf.

Bereits die Kantonsverfassung von Graubünden (1814) sah den Verkauf von Gemeindeweiderechten vor. In den folgenden Jahren empfahl der Große Rat des Kantons den Gemeinden erfolglos, dies in die Praxis umzusetzen. Zwei Gesetzesvorschläge zur Ablösung der Weidrechte in den Jahren 1836 und 1841 wurden in der kantonalen Volksabstimmung abgelehnt. Im Jahr 1850 wurde das kantonale Gesetz *Die Loskäuflichkeit der Weidrechte auf Privatgütern ist zugesichert* verabschiedet. Nachdem vorher mehrere Vorschläge des Rates nicht umgesetzt worden waren,³⁸

34 Allgemeine Gemeindgüter-Ordnung der Stadt Chur, Chur 1823; siehe E. Giacometti, Die Bürgergemeinde Chur, Chur 1999, S. 67-68.

35 Pläne in Betreff der ausgetheilten Gemeindsgütern unter die löbl. Bürgerschaft der Stadt Chur, 1765 und 1794, Chur 1795.

36 Bericht und Gutachten der von einem wohl. Stadtrath und den löbl. Zünften wegen Urbarmachung und Verwendung des noch unangebauten Gemeindsbodens bestellten Commission, Chur 1839.

37 D. Plüss, Die Gemeindgüter der Bürgergemeinde Chur. Eine Untersuchung vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis heute, Bachelorarbeit Universität Bern 2020, S. 19.

38 Vorschlag zu Aufhebung der Gemein-Atzung auf den Privatgütern der Stadt Chur, Chur 1835; Vorschlag des Magistrats der Stadt Chur an die Bürgerschaft derselben, für den Loskauf der Gemeinatzung auf Privatgütern, 27. November 1840; Neuer Obrigkeitlicher Vorschlag an die Bürgerschaft von Chur den Loskauf der Gemeinatzung auf den Privatgütern betreffend, Chur 1841; Vorschläge der Obrigkeit der Stadt Chur an die Löbl. Bürgerschaft derselben betreffend den Loskauf der Gemeinatzung und das Gewerbswesen, Chur 1843; Vorschlag des Stadtraths von Chur an die löbl. Bürgerschaft zu einem Gesez über den obligatorischen Loskauf der Gemeinatzung auf Privatgütern, nebst bezüglichem Commissional-Bericht vom 1. April 1857.



Abb. 5: Frau mit Schwein in der Churer Altstadt, 1919;

Quelle: *Stadtarchiv Chur*, N 136.535.

beschloss die Stadt Chur 1861 die Zwangsablösung der Weiderechte,³⁹ Ebenfalls in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verloren die Waldweide und die Gewinnung von Waldstreue in den städtischen Forstordnungen und Waldwirtschaftsplänen ihren wichtigen Platz als die Stadtwälder systematisch in räumlich homogene Nutzungseinheiten eingeteilt wurden, um optimierte und kontinuierliche Holzerträge zu erzielen.⁴⁰

In der Vermögensaufteilung (1875) zwischen der Bürgergemeinde und der Politischen Gemeinde wurden die Gemeingüter in das Volleigentum der Bürgerkorporation übertragen.⁴¹ Während diese auch in der ausgehenden „Agrargesellschaft“ ihre Versorgungsfunktion für die Bürgerhaushalte noch voll erfüllten, änderte sich dies im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit dem Einsetzen der „Industriegesellschaft“. Zunehmend wurden die Bürgerlöser nicht mehr von den Bürgern selbst bewirtschaftet,

39 *H. Moosberger* (s. A 14) S. 133-140; *J. M. Curschellas*, Die Gemeinatzung, Ilanz 1926, S. 29-34; *F. Passini*, Die bündnerische Gemeinatzung. Ein Überrest des früheren Gemeineigentums, Dissertation Universität Zürich 2004, S. 26-28.

40 *M. Stuber* (s. A 26), S. 35-37.

41 *M. Stuber*, Urban Commons in Alpine Areas: The Case of the *Bürgergemeinde* Chur (Cantons Grisons), in: *T. Haller et al.* (s. A 1).

sondern an die professionell landwirtschaftlich tätige Bevölkerung zu rentablen Ackerpreisen verpachtet. Entsprechend dem Übergang von der Subsistenz- zur Erwerbswirtschaft wurde die kleinteilige Flurstruktur zugunsten großer zusammenhängender Flächen aufgelöst, die sich besser für die mechanisierte Landwirtschaft eigneten.⁴²

Der Auflösung der Allmende war ein öffentlicher Diskurs vorausgegangen, der an dieser Stelle nur angedeutet werden kann. So zeigte sich der eingangs zitierte Peter Conradin von Tschärner in seinen *Wanderungen durch die Rhätischen Alpen* (1831) von der schädlichen Wirkung der Churer Allmende überzeugt, „weil durch Gemeinheit an Alp- und Weidrechten und Zuteilung eines Stückes Boden als Gemeingut, jeder Bürger veranlasst wird, sich mit etwas Güterwirtschaft abzugeben.“ Dies verhindere die Professionalisierung der Agrarproduktion. Der Kaufmann und Handwerker, der Mediziner und Rechtgelehrte vergeude sein Wissen und seine Zeit mit der Sorge für den Weingarten, für die Wiese und den Kuhstall. Das Ergebnis für manchen solchen „Pseudo-Landökonom“ laufe dahin hinaus, „dass er keine theurere Milch trinke könnte, als die er aus seinem eigenen Stalle, keine theurere Frucht essen, als die er vom eigenen Felde beziehet!“⁴³ Genau dem entgegengesetzt wird im *Churer Wochenblatt* (1840) beklagt, die Aufhebung der Gemeinweide rentiere sich nicht. Der resultierende Höherertrag auf den Wiesen sei viel geringer als die Mehrkosten für die längere Fütterung im Stall und für den Lohn eines eigenen Hirten.⁴⁴

Im *Vorschlag zu Aufhebung der Gemein-Atzung auf den Privatgütern der Stadt Chur* (1835) wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass Chur mit der Abschaffung der Allmende ihren agrarwirtschaftlichen Charakter abstreifen könne: „Eine Menge so unansehnlicher, durch ihre Bauart und ihren Inhalt gefährdende Ställe, werden nach und nach ohne die geringste Dazwischenkunft einer Autorität aus der Stadt verschwinden [...]“⁴⁵ Diese Voraussage der Allmendkritiker erfüllte sich dann tatsächlich, allerdings sehr viel langsamer als erhofft. Auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts befanden sich in der Churer Altstadt nicht wenige Stallbauten.⁴⁶

Werfen wir zum Abschluss einen Blick auf die Churer Flur im heutigen Zustand. Die steilen Flanken sind nach wie vor bewaldet und dienen der Stadt als Erholungs- und Schutzwälder, der größte Teil der Äcker, Wiesen und Weiden ist überbaut. Die bürgerlichen Gemeingüter gegen den Rhein hinunter dienen als Pachtflächen für die Churer Landwirtschaftsbetriebe, die immer noch auf den Churer Alpen in Arosa

42 D. Plüss (s. A 37), S. 26-33.

43 P. C. von Tschärner (s. A 13), S. 176-177.

44 Einige Worte über die Aufhebung oder den Auskauf der Gemeinatzung auf den Churer-Wiesen, in: *Churer Wochenblatt* 48 (1840), S. 190-191.

45 *Vorschlag zu Aufhebung der Gemein-Atzung* (s. A 38), S. 18.

46 K. Fuchs (s. A 23), Karte C3: „Wachstum nach innen: Das Verschwinden der Stallbauten 1823-1910“.

sömmern. Auf einem Teilstück des bürgerlichen Grundbesitzes wurde eine Familiengartenzone eingerichtet (2017). In ihrer *Gartenordnung für die Schrebergartenzone* sucht die Bürgergemeinde in ihrer traditionellen Rolle den Ausgleich zwischen den individuellen und gemeinschaftlichen Interessen: Die Bepflanzung des Gartens hat in einer Art zu erfolgen, dass daraus der Nachbarschaft keine Nachteile entstehen (§ 3), der Einsatz von Dünger muss auf das Notwendigste beschränkt werden (§ 4) und die Höhe für die Parzellenzäune wird auf maximal 1,30 Meter beschränkt (§ 8).⁴⁷ Der Bedarf in der Stadtbevölkerung sei groß, betont Bürgerratsschreiber Marco Caduff, rund 250 Personen befänden sich momentan auf der Warteliste für eine Parzelle. Im Interview mit der *Südoschweiz* betont eine glückliche Parzellenmieterin: „Wer je eine wirklich reife Tomate aus dem Garten gegessen habe, würde nie wieder eine aus dem Laden essen“.⁴⁸

47 Gartenordnung für die Schrebergartenzone der Bürgergemeinde Chur; <https://die-buergergemeinde.ch/wp-content/uploads/2019/03/gartenordnung-buergergemeinde-neues-logo.pdf> [30.12.2020].

48 P. Hassler, Grüne Oase am Rande der Stadt, in: *Südoschweiz am Wochenende*, 21.10.2017, S. 9.

Spuren des Ochsenhandels in den großpolnischen Städten des 16. Jahrhunderts¹

1. Einleitung – Verortungen des frühneuzeitlichen großpolnischen Ochsenhandels

Die Frage nach der Natur in der Stadt wird in der Geschichtswissenschaft immer reger gestellt. Selten wird jedoch hinterfragt, wie naturale Faktoren das wirtschaftliche Leben im Allgemeinen und den Handel im Besonderen beeinflussten. In diesem Aufsatz werde ich anhand ausgewählter Städte Großpolens² – im 16. Jahrhundert die westlichste Provinz des Königreichs Polen – überprüfen, inwieweit naturale und infrastrukturelle Faktoren den Großhandel mit Vieh beeinflussten und welche Spuren dieser Handel in der räumlichen Struktur der jeweiligen Städte hinterließ.

Hinsichtlich der bisherigen Forschungen ergibt sich ein heterogenes Bild. Über den Einfluss des Viehhandels auf die Landschaft außerhalb der Städte existieren bereits verschiedene Veröffentlichungen, da der Viehhandel einen der wichtigsten Zweige des Handels in Polen im 16. Jahrhundert darstellte. Wie Roman Rybarski hinsichtlich der Exportwaren nachweisen konnte, stellte der Viehexport die zweitwichtigste Ware, direkt hinter Getreide dar.³ Antoni Mączak bemerkte in diesem Zusammenhang zurecht, dass für die polnischen Binnenlandregionen im 15. und 16. Jahrhundert der Viehhandel eine ebenso wichtige Rolle spielte wie der Getreidehandel in Regionen mit Verbindung zum Meer.⁴ Trotz der Feststellung, dass Viehhandel und Viehzucht einen der wichtigsten Zweige der frühneuzeitlichen polnischen Wirtschaft darstellten, fehlt es noch an grundlegender Forschungsarbeit dazu, auch wenn

1 Dieser Text entstand im Rahmen des Projekts NCN 2016/21/P/HS3/04034, das vom Programm *Horizon 2020* der Europäischen Union (Marie Skłodowska-Curie-Förderabkommen Nr. 665778) unterstützt wird.

2 Darunter wird im Folgenden das Territorium der im 16. Jahrhundert bestehenden Woiwodschaften Posen und Kalisz verstanden.

3 R. Rybarski, *Handel i polityka handlowa Polski w XVI stuleciu*. Bd. I, Warszawa 1958, S. 247-248

4 A. Mączak, Heinz Wiese, Johan Böltz, *Rinderhandel und Rinderhaltung im nordwesteuropäischen Küstengebiet vom 15. bis zum 19. Jahrhundert*, „Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte“, hrsg. von F. Lütge/G. Franz/W. Abel, t. XIV, Stuttgart 1966, S. 272, in: *Przegląd Historyczny* 60/4 (1969), S. 731-735.

einige Bereiche der Thematik bereits untersucht wurden. Hierzu wären neben der Arbeit Rybarskis⁵ Marian Wolański,⁶ der über den Austausch mit Schlesien schrieb, Maurycy Horn,⁷ der Viehhandel in Rotruthenien analysierte, Georg Adler, der sich mit dem großpolnischen Fleischerhandwerk auseinandersetzte,⁸ und schließlich Ekkehard Westermann anzuführen, der Veränderungen in den Strukturen des europäischen Fleischhandels analysierte.⁹ Eine einführende, aber solide Monographie von Jan Baszanowski lässt zwar noch viele Fragen offen.¹⁰ Dem Autor gelang es jedoch erfolgreich, die Wege des Ochsenhandels im 16. Jahrhundert in Polen zu rekonstruieren.

2. Rinder – unterwegs und in der Stadt

Der wirtschaftliche Charakter Großpolens und des benachbarten Kujawiens war ziemlich differenziert. Während im Osten der Getreideanbau dominierte, wurde im Südwesten nicht nur Getreide angebaut, sondern es wurden auch Ochsen gezüchtet. Ab dem 16. Jahrhundert entwickelte sich im Norden die Schafzucht. Auch wenn die lokale Viehzucht nicht besonders intensiv war, wurden die Ochsen in größerem Umfang ins Ausland, v. a. nach Schlesien exportiert. Dies bezeugen die Einträge aus der Kronmetrik, wonach mehrere großpolnische Adlige in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Genehmigung erhielten, Ochsen ins Ausland treiben zu lassen.¹¹ Allerdings kam die Mehrheit der Tiere, die die polnische Grenze überschritten, von Osten nach Großpolen. Die Hauptzuchtgebiete befanden sich nämlich in der heutigen Ukraine und in Moldawien.¹² Die Tiere wurden von dort nach Kleinpolen, also in die Nähe von Krakau überführt, wo sie überwinterten.¹³ In Städten wie Sandomierz oder Nowy Korczyn wurde eine Gebühr (*paśne*) erhoben, die das Treiben der Tiere auf die Weide erlaubte. Das *paśne* war ursprünglich eine königliche Gebühr, im Lauf der Zeit wurde sie aber auch in mehreren Privatstädten erhoben. Schon im

5 R. Rybarski (s. A 3).

6 M. Wolański, Związki handlowe Śląska z Rzeczpospolitą w XVII wieku, Wrocław 1961.

7 M. Horn, Handel wołami na Rusi Czerwonej w pierwszej połowie XVII wieku, in: Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych 24 (1962), S. 73-88.

8 G. Adler, Das großpolnische Fleischergewerk vor 300 Jahren, in: Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 9 (1894), S. 209-372.

9 E. Westermann, Zur Struktur des ostmittel- und mitteleuropäischen Handels mit Ochsen 1470-1620, in: Scripta Mercaturae 42 (2008), S. 137-183.

10 J. Baszanowski, Z dziejów handlu polskiego w XVI-XVIII w. Handel wołami, Gdańsk 1977, hier zitiert nach der 2. verbesserten Ausgabe: Handel wołami w Polsce XVI-XVIII wieku, Szczęśne 2017.

11 Bspw. T. Wierzbowski (Hrsg.), Matricularum Regni Poloniae summaria. Bd. IV-2, Varsoviae 1905-1909, S. 121, 155, 172, 185, 375.

12 J. Baszanowski (s. A 10), S. 65-104.

13 Ebda., S. 106-115.

16. Jahrhundert verwandelte sie sich in eine einfache Maut bzw. Zollgebühr. Gelegentlich wurden auch Gebühren wie *brzegowe* (Ufergebühr) oder *dabrowne* (Waldgebühr) erhoben. Hierzu lässt sich anmerken, dass sich durch den monatelangen Aufenthalt der Tiere die Infrastruktur der kleinpolnischen Städte anders entwickelte als der großpolnischen, worauf ich weiter unten noch näher eingehen werde.

Von der großen Bedeutung des Viehhandels für Großpolen zeugen verschiedene königliche Erlasse. So erwartete 1493 König Johann I. Albrecht (1459-1501) vom örtlichen Generalstarost (Landrat), dafür zu sorgen, dass die Posener Kaufleute, welche Vieh nach Sachsen trieben, weder durch zusätzliche private Zölle noch durch Straßensperrungen behindert werden.¹⁴ Eine dauerhafte Wirkung war diesen Vorschriften versagt. So wurde 1533 König Sigismund II. August (1520-1572) geklagt, dass Straßen versperrt seien, es auch häufig an Zulassungen zu den Weiden fehle und den Tieren kein Wasser gegeben werde. Der König reagierte mit einem strengen Erlass, was den Umfang und die Bedeutung dieses Wirtschaftszweigs aus Sicht der Krone verdeutlichen mag.¹⁵ Schon zwei Jahre später, 1535, wandte er sich erneut an die königlichen Beamten, sie mögen für die Sicherheit auf den Straßen, besonders für die Viehhändler, sorgen.¹⁶ Diese Sorge zeigte er auch in den Folgejahren. So befahl er 1539 aufgrund von Klagen dem Kastellan von Biec, dass die Straße im Dorf Mostki zur sicheren Durchfahrt bereit gemacht werden solle.¹⁷ Ähnlich sollte 1546 der Woiwode Andrzej Gorka dafür sorgen, dass alle Straßenhindernisse entfernt werden und die Straße in der erforderlichen Breite von 10 Ellen gepflegt werde.¹⁸ Sigismund II. August befahl 1553 außerdem, die Straßen zwischen Posen [Poznań] und Pniewy zu erneuern. Wie aus diesem Vorgehen deutlich zu erkennen ist, waren die Könige zur Unterstützung des Viehhandels zu größeren Ausgaben bereit, da die daraus fließenden Zölle eine wichtige königliche Einkommensquelle darstellten.¹⁹

Die quantitativen Ausmaße des Viehhandels bleiben leider im Dunkeln, da die meisten entsprechenden Zollregister während des Zweiten Weltkriegs verbrannten.²⁰ Für das Jahr 1586 liegt uns eines der wenigen überlieferten Zollregister vor.²¹ Anhand der Angaben der kleinpolnische Zollkammer in Sandomierz ist ersichtlich, wie im

14 *Staatsarchiv Posen* (Państwowe Archiwum w Poznaniu) [weiter als SAP], Akta miasta Poznania, sygn. D 105.

15 SAP, Akta miasta, sygn. D 216.

16 SAP, Akta miasta, sygn. D 219.

17 *J. Leitgerber, Z dziejów handlu i kupiectwa poznańskiego za dawnej Rzeczypospolitej Polskiej*, Poznań 1929, S. 148; SAP, Akta miasta Poznania, sygn. D 223.

18 SAP, Akta miasta, sygn. D 230.

19 SAP, Akta miasta, sygn. D 245.

20 *J. Karwasińska*, *Archiwa Skarbowe dawnej Rzeczypospolitej*, in: *Straty archiwów i bibliotek warszawskich w zakresie rękopiśmiennych źródeł historycznych*. Bd. 1, Warszawa 1957, S. 70-125.

21 *J. Kazusek* (Hrsg.), *Księgi celne Korony z drugiej połowy XVI wieku*, Kielce 2017, S. 195-203.



Abb. 1: Einen Eindruck des Aussehens von Rindern des 16. Jahrhunderts gibt eine um 1510 entstandene Buchillustration; Quelle: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Graph. Res. D: 246.1 oben rechts (Ausschnitt).

Frühjahr dieses Jahres zahlreiche Kaufleute aus großpolnischen Städten (wie Piotrków, Sieradz, Ostrzeszów, Warta, Kalisz, Poznań, Koło, Lwówek) insgesamt 4.689 Ochsen durch diese Stadt führten. Die größte Herde von 1.143 Tieren führte ein Posener, Erastin Hanspacher. Grabarz aus der Stadt Lwówek führte 493 Stück und 352 waren im Besitz von Iacob, einem Juden aus Kalisz.

Solche großen Herden brauchten selbstverständlich eine entsprechende Infrastruktur. Zur Anschauung: Selbst wenn man jedem Ochsen (vgl. Abb. 1) nur eine kleine Weidefläche von 100 m^2 zuspricht, nehmen 1.143 Ochsen die Fläche von fünfzehn Fußballfeldern ein.²² Die Beanspruchung von Weideflächen und städtischer Infrastruktur war dementsprechend erheblich. Henryk Bartoszewicz stellte in seiner Analyse der Straßenentwicklung in der Region Chelm [Ziemia Chełmińska] fest, dass der Verlauf des Ochsenweges durch mehrere Faktoren bestimmt wurde.²³

22 Die modernen Empfehlungen zur ökologischen Weidehaltung sehen 120 m^2 als Minimum für eine Kuh vor. Man beachte, dass dies nicht bloß eine Empfehlung zum Tierwohl ist, sondern auch daher kommt, dass ohne den Einsatz von Kunstdünger usw. auf Dauer das Weideland durch Übernutzung wertlos wird. Selbstverständlich lässt sich dieser Richtwert nicht direkt übertragen: Einerseits sind moderne Zuchtrinder größer, andererseits ist moderne Weidehaltung auch effizienter. Dennoch lässt er sich als grobe Einschätzung anwenden.

23 H. Bartoszewicz, Drogi handlowe ziemi chełmińskiej, in: *Miscellanea Historico-Archivistica* 6 (1996), S. 54.

Hier waren vor allem die Möglichkeiten, den Tieren Futter und Wasser zur Verfügung zu stellen, von größter Bedeutung. Gleichzeitig gab es auch negative Impulse, zum Beispiel sollten Brücken vor der Zerstörung durch die Tiere geschützt werden, indem eine extrem hohe Maut erhoben wurde. Die Ochsen wurden darum eher durch Furten geführt. Auch andere Elemente der Straßeninfrastruktur, vor allem die Fahrinnen, wurden durch die Tiere zerstört. Die Herden beschädigten auch den Straßenrand und teilweise die besäten Felder. Dementsprechend wurde den königlichen Straßeninspektoren 1569 befohlen, öffentliche Wege mit einer Mindestbreite von 10 Ellen, also etwa 6 Metern, anzulegen.²⁴

Der Viehhandel in Großpolen fand primär während den regionalen Jahrmärkten statt. Zu diesen Zeiten befand sich die größte Anzahl von Tieren um oder in den Städten. Hier stellt sich also die Frage, wie solche Jahrmärkte die westpolnischen Städte beeinflussten und wie sich die städtische Infrastruktur durch den Viehhandel entwickelte. Umgekehrt soll auch gefragt werden, inwieweit natürliche und infrastrukturelle Gegebenheiten den Viehhandel beeinflussten.

Um diese Fragen zu beantworten, muss einerseits der Viehhandel, seine Ausmaße und sein Verlauf analysiert, andererseits das kartographische aber auch das toponomastische Material (die historischen Ortsnamen) berücksichtigt werden. Beides stellt sich als eine große Herausforderung heraus.

Problematisch für die Analyse der Entwicklung des Stadtraumes der großpolnischen Städte ist das fehlende Quellenmaterial, v. a. historische Karten fehlen. Die dürftige Lage ist vor allem mit den Bränden verbunden, die viele Städte mehrmals betrafen. Da bisher für Großpolen auch noch kein Band des Historischen Städteatlas herausgegeben wurde,²⁵ fehlen grundlegende Informationen über die Entwicklung des Stadtraumes. Eine Hilfe können hier einzelne Karten darstellen, die im Rahmen der Entwicklung des großpolnischen Bands zum Historischen Atlas Polens erarbeitet wurden. Die Karten stellen das Stadtbild für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts dar und wurden anhand des jeweils ältesten kartometrischen Stadtplans mit der Methode der Retrogression hergestellt.²⁶

Eine besonders gute Situation liegt im Fall von Posen vor, wo eine umfangreiche schriftliche, kartographische, wie auch archäologische Überlieferung zur Verfügung steht. Posen (vgl. Abb. 2) gehörte zu den wichtigsten Knotenpunkten im Netz der

24 J. Ohryzko (Hrsg.), *Volumina Legum*. Bd. 2, Petersburg 1859, S. 97-98.

25 Der erste Band aus dieser Region, welcher der Stadt Kalisz gewidmet ist, ist gerade in Bearbeitung.

26 H. Rutkowski, *Metoda retrogresji w geografii historycznej Polski (wybrane zagadnienia)*, in: *Studia Geohistorica* 7 (2019), S. 146-162.



Abb.2: Posen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Quelle: M. Słoń / K. Chłapowski (s. A 29), K. 6.

polnischen Jahrmärkte²⁷ und spielte auch eine bedeutende Rolle im Ochsenhandel. Als besonders wichtig für diesen Handelszweig wurde durch Zeitgenossen der Jahrmärkte um St. Johannis (24. Juni) bezeichnet, der einige Wochen andauerte.²⁸

Dies führte wahrscheinlich dazu, dass das Vieh aus dem frühneuzeitlichen Fernhandel selten in die Stadt selbst hineingeführt wurde, sondern in Viehställen in den Vorstädten (Piaski, Półwie, Święty Wojciech und Święty Marcin) und benachbarten

27 H. Samsonowicz, Niektóre cechy charakterystyczne sieci jarmarcznej w Polsce późnego średniowiecza, in: M. Bogucka/A. Czacharowski (Hrsg.), *Studia nad dziejami miast i mieszczaństwa w średniowieczu*, Toruń 1996, S. 9-14.

28 A. P. Orłowska/B. Nowożycki/G. Pac, Handel wołami na terenie Wielkopolski i Śląska w świetle szesnastowiecznego spisu jarmarków i komór celnych, in: *Studia Geohistorica* 4 (2016), S. 158.

Dörfern (Wierzbica, Wilda, Winiary, Kundorf) gehalten wurde. Das Innere oder die direkte Umgebung der Stadt boten zu wenig Möglichkeiten, um die größeren Herden mit Futter zu versorgen. Die Handelstransaktionen wurden allerdings sowohl in der Stadt wie auch vor Ort, in der Nähe der Viehställe, durchgeführt.

Geschlachtet wurde das Vieh dagegen in den städtischen Schlachthäusern und musste davor von den Ältermännern der entsprechenden Zunft beschaut werden, um Krankheiten frühzeitig zu erkennen. Ursprünglich befand sich das Schlachthaus in der Nähe des Großen Tors in der Vorstadt Garbary, östlich des Stadtkerns, die nach den dort ansässigen Gerbern benannt war. Nachdem aber Garbary immer dichter besiedelt wurde, wurde der Schlachthof verlegt und befand sich nun in der Vorstadt Piaski, südlich der Stadt.²⁹ Da Piaski deutlich weniger besiedelt war, war es für die Zunft möglich, in der Nähe des Schlachthauses auch Viehställe einzurichten. Das Fleisch wurde anschließend in Fleischbänken auf dem Hauptmarkt der Stadt verkauft, die Häute, Knochen und Hörner wurden ins die nahegelegene Garbary transportiert und dort weiterverarbeitet.

Anders sah die Situation in Kalisz aus. Diese Stadt wurde nie zu einem wichtigen Jahrmarktsort, spielte aber eine gewisse Rolle im Viehhandel. Händler aus Kalisz erscheinen häufig in den Quellen. Zum Verkauf in der Stadt sollte das Vieh stets zum Marktplatz geführt und dort von den Ältermännern der Zunft kontrolliert werden, Ausnahmen von dieser Regel wurden nur in der Jahrmarktszeit zugelassen.³⁰ Inwiefern die Zunftordnungen tatsächlich eingehalten wurden, lässt sich jedoch nicht klar feststellen, da in der Stadt die Bydłęca Straße oder auch Skotcka Straße (von pl. bydło, skot – Vieh) existierte, die auch als Straße der Viehverkäufer bezeichnet wurde.³¹ Sie lag direkt am Tor „Am Kanal“ [Brama „Nad Kanałem“], durch das ein direkter Zugang zu den Stadtwiesen möglich war. Ein Platz, welcher nur dem Viehhandel gewidmet wurde, entstand erst im 18. Jahrhundert.³²

Die Rekonstruktion des Stadtraums ist besonders in Städten wie Gnesen [Gniezno] schwierig. Dort wurde nicht nur die Mehrheit der schriftlichen Quellen in einem der zahlreichen Brände vernichtet, sondern die Stadt wurde außerdem nach einem

29 P. Dembiński, Poznański zespół osadniczy, in: M. Słoń/K. Chłapowski (Hrsg.), Atlas historyczny Polski. Wielkopolska w drugiej połowie XVI wieku, Bd. 2: Komentarz, indeksy, Warszawa 2016, S. 292-313. P. Dembiński/E. Rutkowska/K. Słomska (Bearb.), Poznań w drugiej połowie XVI wieku, in: M. Słoń/K. Chłapowski (Hrsg.), Atlas historyczny Polski. Wielkopolska w drugiej połowie XVI wieku, Warszawa 2017, Bd. 1: Mapy, plany, K. 6.

30 W. Maisel, Statuty cechów kaliskich, in: Rocznik Kaliski 8 (1975), S. 260-262.

31 U. Sowina/T. Związek/T. Panecki, Kalisz w połowie XVI wieku, in: M. Słoń/K. Chłapowski (s. A 29), Bd. 2, S. 313-332. U. Sowina/T. Związek/T. Panecki (Bearb.), Kalisz w połowie XVI wieku, in: M. Słoń/K. Chłapowski (s. A 29), Bd. 1, K. 7; auch unter <https://rcin.org.pl/dlibra/publication/134148/edition/108621/content> [18.01.2020].

32 A. A. Chodyński, Dawne ustawy Kalisza, Warszawa 1875, S. 71, Nr. 6.

Brand im 19. Jahrhundert architektonisch stark verändert, so dass archäologische Untersuchungen kaum möglich sind.³³ Die Analyse der Interaktion zwischen Viehhandel und Stadt ist aber trotzdem einen Versuch wert, da Gnesen eines der wichtigsten polnischen Zentren im Ochsenhandel der Frühen Neuzeit darstellte. Diese große Bedeutung von Gnesen überrascht, da weder die Jahrmarktstermine noch die Lage der Stadt sich besonders gut für den Ochsenhandel zu eignen scheinen. In Gnesen wurden Jahrmärkte zu St. Adalbertus (24. April), Trinitatis (erster Sonntag nach Pfingsten) und St. Bartholomäus (24. August) organisiert, wobei vor allem der Adalbertusmarkt als Viehjahrmarkt fungierte.³⁴ Dies erscheint als ungünstiger Termin, da er schon so spät im Jahr lag, dass er aus der erhöhten Nachfrage zu Ostern nicht profitieren konnte, gleichzeitig so früh, dass der Trieb der Tiere durch die Schneeschmelze im Frühling gestört werden konnte. Auch die Lage der Stadt scheint nicht besonders vorteilhaft zu sein. Zwar wurde diese Königsstadt, die vermutlich vor 1241 gegründet wurde, günstig auf einer Kreuzung von Handelswegen angelegt, jedoch eignete sie sich wenig für die Großhandelsveranstaltungen des 16. Jahrhunderts: Die Stadt selbst verfügte über eine kleine Fläche von lediglich sechs Hektar innerhalb der Stadtmauer und steile Hänge behinderten die Fahrt oder den Aufenthalt in der Gegend. Gnesen, das mehrfach als Rom des Nordens bezeichnet wurde, erinnert an die Ewige Stadt nicht nur als wichtiges Zentrum der Kirchenorganisation, sondern auch wegen der Hügel über die sich dieser Sitz des Erzbischofs erstreckt. In der direkten Umgebung der eigentlichen königlichen Stadt befanden sich zahlreiche Vorstädte in kirchlichem Besitz (Grzybowo Świętojańskie, Grzybowo Panieńskie, Słomianka, Piotrowo, Cierpięgi), die die Zufahrt zur Stadt versperrten und für vielerlei Konflikte um den Handel sorgten. Nur südlich von Gnesen befand sich eine Vorstadt in städtischem Besitz (Targowisko). In diese Richtung erstreckten sich auch die flachen Wiesen, wie auch ein durch sanft verlaufende Ufer einfach erreichbarer See, welcher als Wasserquelle für das Vieh dienen konnte. Vielleicht erlaubte diese günstige Lage die Entwicklung von Gnesen zum Ochsenhandelszentrum trotz aller genannten Nachteile. Der Hauptplatz der Vorstadt Targowisko wurde bereits 1533 als Vieh- bzw. Pferdemarkt (*Forum equorum*) bezeichnet,³⁵ was eindeutig für den Charakter des Handels in dieser Gegend spricht.

Der Fall von Fraustadt [Wschowa] ist besonders interessant. Fraustadt verfügte über eine stark ausgeprägte natürliche Infrastruktur, die für den Viehhandel rele-

33 A. P. Orłowska, Gnieźnieński zespół osadniczy w XVI wieku, in: M. Słoń/K. Chłapowski (s. A 29), Bd. 2, S. 333-347, A. P. Orłowska/T. Panecki (Bearb.), Gniezno w drugiej połowie XVI wieku, in: M. Słoń/K. Chłapowski (s. A 29), Bd. 1, K. 8.

34 A. P. Orłowska/B. Nowożycki/G. Pac (s. A 28), S. 158.

35 T. Wierzbowski (Hrsg.), *Matricularum Regni Poloniae summaria*, Bd. V, Varsoviae 1919, Nr. 7224.

vant war – zur Stadt gehörten sowohl zahlreiche Weiher wie auch großflächige Wiesen. Außerdem lag die Stadt auf einem der Ochsenwege zwischen Großpolen und Schlesien, wofür auch die Tatsache spricht, dass eine der wichtigsten Zollstationen sich in dieser Stadt befand.³⁶ Auch die Rechtslage der Stadt war vorteilhaft, sie erhielt bereits 1404 ein Jahrmarktsprivileg, und der Termin lag aus der Sicht des Ochsenhandels sehr günstig, da er am Sonntag vor St. Michaelis beginnen sollte (also zwischen dem 22. und 28. September).³⁷ Trotzdem spielte Fraustadt, vielleicht aufgrund fehlender Händlernetzwerke, keine besondere Rolle im Ochsenhandel. Dies findet seine Widerspiegelung auch in der Toponomastik – bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts trug keine der Straßen oder Viertel der Stadt einen von Vieh abgeleiteten Namen.³⁸ Als im Jahre 1633 die Neustadt gegründet wurde, wurden die dafür vorgesehenen Wiesen als Judenwiesen und Schafsgarten (*Laki Zydowskie y ogrod Owczarski*) beschrieben.³⁹ Erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts entwickelte sich der Viehhandel in der Stadt so weit, dass der im Nordwesten gelegene Platz den Namen Viehmarkt bekam.

Ähnliche toponomastische Hinweise sehen wir im Fall von Kosten [Kościan] und Dolzig [Dolsk]. Beide Städte hatten zwar eine sehr unterschiedliche Stellung im Städtenetz Großpolens – Kosten war eine Königsstadt und spielte die Rolle einer Kreishauptstadt,⁴⁰ Dolzig dagegen war im Besitz der Kirche und besaß keine wichtige administrative Funktion⁴¹ – wenn es aber um den Fernhandel geht, befanden sie sich in einer vergleichbaren Situation. Beide Städte organisierten ihre Jahrmärkte zu Pfingsten, die erste Erwähnung für Kosten lässt sich auf das Jahr 1353 datieren,⁴² Dolzig bekam sein Privileg erneut 1403.⁴³ Warum keine der Städte eine markante Position im Viehhandel erreichte, ist nicht klar. Der Termin war zwar nicht besonders günstig, aber das lediglich 70 km östlicher gelegene Koschmin [Koźmin], welches ebenfalls seine Jahrmärkte auf Pfingsten legte, wurde als wichtiger Punkt auf der Viehroute bezeichnet.⁴⁴ Im Fall von Dolzig lassen sich sowohl das fehlende Interesse

36 T. Związek, Drogi, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 2, S. 268-290, A.P. Orłowska/B. Nowożycki/G. Pac (s. A 28), S. 158.

37 A. Gąsiorowski/R. Walczak (Hrsg.), *Kodeks Dyplomatyczny Wielkopolski*. Bd. 7, Poznań 1985, Nr. 521.

38 A. Borek, Wschowa, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 2, S. 348- 367, A. Borek/K. Słomska/T. Panecki (Bearb.), Wschowa, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 1, K. 9.

39 H. Wuttke (Hrsg.), *Städtebuch des Landes Posen*, Leipzig 1864, S. 160.

40 D. Kram, Kościan w drugiej połowie XVI wieku, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 2, S. 368-379. D. Kram/K. Słomska/T. Panecki (Bearb.), Kościan w drugiej połowie XVI wieku, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 1, K. 10.

41 M. Słomski, Dolsk, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 2, S. 380-398. M. Słomski/K. Słomska/T. Panecki (Bearb.), Dolsk w drugiej połowie XVI wieku, in: *M. Słoń/K. Chłapowski* (s. A 29), Bd. 1, K. 11.

42 *Kodeks Dyplomatyczny Wielkopolski*, Poznań 1879, Bd. 3, Nr. 1317.

43 F. Piekosiński (Hrsg.), *Kodeks Dyplomatyczny Wielkopolski*, Bd. 5, Poznań 1908, Nr. 28.

44 A.P. Orłowska/B. Nowożycki/G. Pac (s. A 28), S. 158.

der Stadtherren wie auch eine ungünstige Lage auf einer Landenge zwischen zwei Seen sowie zusätzlich die Existenz eines Sumpfs innerhalb der Landenge, was den Trieb von Viehherden nahezu unmöglich machte, als Ursachen identifizieren. Dabei nahmen beide Städte selbstverständlich am lokalen Fleischhandel teil. Die fehlende Bedeutung im Viehgroßhandel lässt sich auch in der Toponomastik beobachten, da keine der beiden Städte einen Ort mit davon abgeleiteten Namen hatte, beide jedoch über eine Ziegenstraße (Kozia bzw. Koźła) verfügten, was davon zeugt, dass der Handel mit kleineren Tieren sich aktiver gestaltete.

3. Fazit

Zusammenfassend lässt sich beobachten, dass die natürliche Infrastruktur in Form von Wiesen und Wasserzugang, wie auch vernünftigem Boden für den Viehhandel auch im städtischen Umfeld unabdingbar war. Aber sie ist selbstverständlich nur eine der Bedingungen für einen umfangreichen Viehhandel. Es wäre hierbei sinnvoll, einen Vergleich mit den Städten Kleinpolens oder Rutheniens durchzuführen, um intensiver zu überprüfen, wie die unterschiedlichen Formen des Viehhandels die Städte beeinflussten. Wenn es um großpolnische Städte des 16. Jahrhunderts geht, lässt sich unter Berücksichtigung der oft spärlichen Quellenaussagen zweierlei feststellen. Einerseits beeinflussten herrschaftliche Interessen und administrative Maßnahmen wie die Erhebung von Gebühren und die Einrichtung von Jahrmärkten sowie die naturräumliche Situierung von Städten die Wege der Herden. Andererseits ist auch bei Viehhandel von großem Umfang ein eher geringer Einfluss auf die räumliche Struktur der Stadt festzustellen, was vermutlich auch aus seinem saisonalen Charakter resultierte. Am deutlichsten ist dies noch im Fall von Posen zu sehen, wo die Wiesen und Viehställe in Garbary durch die Entwicklung der Stadtbebauung verlegt werden mussten und ins südlich gelegene Piaski abwanderten. Der Viehhandel hatte jedoch einen genügend großen Einfluss auf die Städte, um eine Spur in der Toponomastik und damit im kollektiven Langzeitgedächtnis ihrer Bewohnerschaft zu hinterlassen – in mehreren Städten Großpolens erscheinen Ortsnamen, welche sich davon ableiten lassen.

Tiere, Menschen und Iatromagie in deutschsprachigen Pestschriften 1565-1713

Von der zweiten Hälfte des 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert erfassten teilweise schwere Seuchenzüge die europäischen Zentren.¹ In diesem Zusammenhang entstanden zahlreiche Pesttraktate, die überwiegend Stadtärzte für ihre jeweilige Stadt bzw. Leibärzte für den fürstlichen Hof und die Bewohner der Residenzstädte drucken ließen. In den auf eine praktische Anwendung ausgerichteten Texten wurden Vorstellungen der akademischen Medizin für den „Gemeinen Mann“ aufbereitet und auf diese Weise verbreitet.² Tiere spielten in den Pesttraktaten eine große, aber bislang kaum thematisierte Rolle als gefährliche Verbreiter der Krankheit oder hilfreiche Warner und wirkungsvolle Behandlungsmittel. Untersucht werden hier deutschsprachige Pesttraktate mit Bezug zum Fürstentum Lüneburg, die zwischen 1565 und 1713 publiziert wurden. Diese Schriften können in Form und Inhalt als typische Vertreter ihrer Art angesehen werden. Das südlich von Hamburg gelegene Fürstentum Lüneburg umfasste die Lüneburger Heide, das Wendland und die angrenzenden Flussmarschen. Wichtige Städte des Territoriums waren Lüneburg, Celle und Uelzen. Der Aufsatz steht im Zusammenhang mit einem größeren Forschungsprojekt zu den Seuchenschriften dieses Gebietes.

Die frühneuzeitlichen Mediziner stellten sich Pest als ein „Gift“ vor. Diese unsichtbare und unfassbare Substanz war nur an ihrer starken Wirkung erkennbar. Sie

- 1 Für die Städte in Niedersachsen vgl. *K. H. Kaufhold*, Städtische Bevölkerungs- und Sozialgeschichte, in: *C. van den Heuvel/M. von Boetticher* (Hrsg.), *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3,1: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Hannover 1998, S. 731-840, hier S. 744-752; *N. Bulst*, Vier Jahrhunderte Pest in niedersächsischen Städten, in: *C. Meckseper* (Hrsg.), *Stadt im Wandel*, Bd. 4, Stuttgart-Bad Cannstadt 1985, S. 251-270; für das Fürstentum Lüneburg vgl. *U. Wendler*, Nicht nur Pest und Pocken. Zur Bevölkerungsgeschichte der Lüneburger Heide, des Wendlandes und der Marschen des Fürstentums Lüneburg 1550-1850, Hannover 2008, S. 35-99, 237-239, 245-246.
- 2 Hier seien nur drei wichtige Monographien der vergangenen Jahre genannt: *E. A. Heinrichs*, *Plague, Print, and the Reformation. The German Reform of Healing, 1473-1573*, London/New York 2018; *E. M. Eckkrammer*, *Medizin für den Laien. Vom Pesttraktat zum digitalen Ratgebertext*, 2 Bde., Berlin 2016; *D. Eickermann/G. Kaiser*, *Die Pest in Berlin 1576. Eine wiederentdeckte Pestschrift von Leonhart Thurneisser zum Thurn (1531-1596)*, Rangsdorf 2012.

konnte sich auf Lebewesen und an Gegenständen festsetzen und so in Form einer „Kontagion“ weiter verbreitet werden oder die Luft verseuchen und als „Miasma“ die Krankheit bei Mensch und Tier hervorrufen.³ Die Autoren der Pestschriften betrachteten Tiere auf der Grundlage eines Weltbildes und Krankheitsverständnisses, das u. a. stark von der Iatromagie geprägt wurde. Nach Rothschuh, der diesen Begriff geprägt hat, ist Iatromagie „magisches Denken und Handeln, soweit es sich auf die Erhaltung, Wiedererlangung und Stärkung der Gesundheit bezieht, also auf Magie im Bereich von Medizin, [...]“.⁴ In der Frühen Neuzeit wurde häufig versucht, die magisch vorgestellten Wirkungszusammenhänge durch sachliche Begründungen zu rationalisieren.⁵

1. Pestschriften des Fürstentums Lüneburg

Zwischen 1565 und 1713 entstanden 20 Pestschriften mit einem Bezug zum Fürstentum Lüneburg, davon wurden drei in einer zweiten Auflage gedruckt. Zwei Schriften sind zwar nachweisbar, haben sich aber nicht erhalten. Der Umfang der Texte schwankt stark. Neben Einblattdrucken (3) gibt es kürzere Pestschriften von 3 bis 8 Seiten (3), mittellange von 14 bis 21 Seiten (5), längere von 28 bis 57 Seiten (3) sowie lange Abhandlungen von 138 bis rund 200 Seiten (4). Die 17 Originalschriften haben 14 verschiedene Verfasser. Die Autoren lassen sich in drei Gruppen teilen. Da waren einerseits die Stadtärzte von Lüneburg bzw. Uelzen: Abel Sylvius (ca. 1540-1598), Henricus Schröder (Lebensdaten unbekannt), Tobias Dornkreil ab Eberherz (1571-1605), Matthäus Bac(k)meister (1580-1626), Johann Eler (gest. 1651), Joachim Sigismund Hecht (Lebensdaten unbekannt) und Bernhard Arnold Nottelmann (gest. 1740). Andererseits gab es die Leibärzte der in Celle residierenden Lüneburger Herzöge: Gervasius Marstaller (vor 1520-1578), Johannes Mellinger (um 1538-1603), Konrad Mithobius (1575-1633) und Johann Behrens (1596-1674). In der inhaltlichen Ausrichtung unterscheiden sich die Texte der Stadt- und Hofärzte des Herzogtums Lüneburg nicht. Dies war bei der dritten Gruppe etwas anders, den (Stadt-) Ärzten von außerhalb des Fürstentums. Johannes Hebenstreidt (1525-1569) war Stadtarzt von Erfurt, als er im Auftrag Lüneburgs 1565 eine Pestschrift verfasste, die nicht erhalten ist.⁶ Der Lübecker Stadtarzt Ernst Reuchlin (Lebensdaten unbekannt) und der in der gleichen Stadt wirkende Arzt Henrich Dobbin (Lebensdaten unbekannt) veröffent-

3 K.-H. Leven, Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Landsberg/Lech 1997, S. 21-25.

4 K. E. Rothschuh, Iatromagie. Begriff, Merkmale, Motive, Systematik, Opladen 1978, S. 7.

5 Ebda., S. 8-9.

6 J. Hebenstreidt, Pestilenz Schutz, Erfurt 1565.

lichten 1577 Pestschriften, die an die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg (Reuchlin) bzw. Lübeck und Lüneburg (Dobbin) adressiert waren. Mit der Nennung von Lüneburg auf dem Titelblatt wollten die beiden wohl den potenziellen Verkaufserfolg ihrer Werke steigern, zumindest ist nichts über nähere Beziehungen der Autoren zu dieser Stadt bekannt. Die Lübecker zogen entlegener Beispiele aus der antiken und mittelalterlichen Literatur heran als es die Lüneburger Ärzte taten.

2. Tiere, die Vergiftung der Luft und die drohende Pest

Die Seuchenschriften nahmen bei verschiedenen Themen Bezug auf die Tierwelt. Nach den Vorstellungen der Zeitgenossen schickte Gott die Pest als Strafe für die Sünden der Menschen. Dabei entstand die Pest durch eine Vergiftung der Luft aufgrund von Sternenkonstellationen, Erdbeben, den Opfern von Kriegen usw. Unter den Ursachen wurde Tieren dabei nur eine Nebenrolle zugewiesen.⁷ Doch häufig wurden sie als erste Opfer der vergifteten Luft und ihr Sterben als ein Anzeichen für eine drohende Pest gesehen. Darauf wies Dobbin (1577) hin, der beschrieb, wie sich Dämpfe als stinkende Nebel oder giftiger Tau auf die Weide legen würden und die darauf grasenden Tiere an der Pest verenden ließen.⁸ Um Tau zu testen, riet Marstaller (1576) dazu, diesen in einem Leintuch zu sammeln und in ein Gefäß auszupressen. Die Flüssigkeit sollte Hühnern hingestellt werden. Falls sie nach dem Trinken krank würden oder verendeten, wäre die Luft verdorben.⁹ Es war auch ein Zeichen für die Vergiftung der Luft, wenn Hunde und Hühner an verschimmeltem Brot, das ihnen zum Fressen gegeben wurde, erkrankten oder starben.¹⁰ Etwas anders als Dobbin argumentierte Reuchlin (1577). Da nach ihm das Erdreich die giftigen Dünste ausschied, war es naheliegend, dass grasende vierfüßige Tiere die ersten Opfer wären, da sie das „Gift“ mit dem Kopf nahe dem Boden unmittelbar einatmen würden. Dies träfe besonders auf Schafe, aber auch für Rinder, Schweine und Ziegen zu, während

7 Vgl. jedoch *H. Dobbin*, Ein nützlich Regiment vnd kurtze Instruction/ von der Pestilentz/ wie sich ein jeder Mensch in solcher schwachen zeit praeseruiren/ hüten vnd vorwaren/ vnd wie man denen solle helfen/ so mit Pestilentzischen gift vberfallen sind, Lübeck 1577, S. B ij v-B iij r; *E. Reuchlin*, Zwo Hauftafeln vnd vndericht vor die Reichen vnnnd Armen/ zur Sommer vnd Winter zeit/ wider die fürstehende/ schreckliche vnd wegfressende Pestilentz/ die nicht allein (wie der Königliche prophet/ Psal. 91. saget) im finstern schleichet/ sondern auch im Mittage/ als ein wütender Mörder eilends vnzliche Menschen tödtet. Den loblichen vnd Hochberümbten Seeh vnd Anse Stetten/ Lübeck/ Hamburgk/ vnd Lüneburgk. Auf die hochdringende Noth/ mit dem Allmechtigen vnnnd Barmhertzigen GOTTES gnade/ beystande vnd hülffe/ zu besonderm nutze vnd troste, Lübeck 1577, S. B ij r.

8 *H. Dobbin* (s. A 7), S. B ij r-B ij v.

9 *G. Marstaller*, Kurtzer vnd einfeltiger Bericht/ Wie man/ soviel Gott gefellig/ sich für der grawsamen vnd schrecklichen Pestilentz bewaren/ Oder so man damit behafft/ sie vertreiben müge, Uelzen 1576, S. 21, 67.

10 Ebda., S. 21, 67.



Abb. 1: Vögel über Lüneburg auf einer Abbildung des 16. Jahrhunderts.

Verschwand in einer Stadt plötzlich die Vögel, sprach dies für vergiftete Luft und einen drohenden Ausbruch der Pest; Quelle: S. Münster, COSMOGRAPHIA. B[e]schreibung aller Lender [...], Basel 1544 (Ausschnitt).

Pferde und Hunde die Pest nicht so leicht bekämen.¹¹ Marstaller (1576) wies beiläufig darauf hin, dass viele Tiere, darunter Schafe, an vergifteter Luft stürben und ihr Fleisch nicht gegessen werden sollte.¹² Als weitere Zeichen für eine drohende Pest galten das massenweise Auftreten von Fröschen, Schlangen, Fliegen, Mücken und anderem Getier.¹³

Kleine Vögel konnten durch ihre Flügelbewegungen die Luft in Bewegung setzen und damit der Vergiftung entgegenwirken. Doch vor allem zeigten Vögel die Vergiftung der Luft an, weil sie dieser entflohen (Abb. 1). Es war deshalb ein schlechtes Zeichen, wenn sie ungewöhnlicherweise nachts flogen. Falls Vögel in Käfigen gehalten wurden und deshalb nicht entkommen konnten, starben sie an vergifteter Luft. Auch wenn Wölfe häufiger heulten als sonst, konnte korrumpierte Luft die Ursache sein.¹⁴ Schweine wurden als potenzielle Verunreiniger der Luft angesehen, sodass sie,

¹¹ E. Reuchlin (s. A 7), S. B i r.

¹² G. Marstaller (s. A 9), S. 61.

¹³ E. Reuchlin (s. A 7), S. B i v-B ii r.

¹⁴ G. Marstaller (s. A 9), S. 20, 68.



Abb. 2: Darstellung der an der Pest sterbenden Menschen und Tiere.

Die Darstellung bezieht sich auf eine Stelle im 7. Buch der Metamorphosen von Ovid.

Im Gegensatz zu diesem Bild galt die Pest in den Traktaten der Frühen Neuzeit als eine Krankheit der Menschen, der nur wenige Tiere zum Opfer fielen; Quelle: Stich von Abraham Aubry nach Johann Wilhelm Baur, um 1700 (Ausschnitt); *Privatsammlung Ulf Wendler*.

ihr Mist und ihr Gestank aus den Städten geschafft bzw. beseitigt werden sollten.¹⁵ Vereinzelt wurde dies auch bei Gänsen gefordert.¹⁶ Anders lagen die Verhältnisse bei Spinnen, von denen man glaubte, dass sie „Gift“ fräßen. Man sollte sie in den Häusern dulden, bis sie groß und fett würden. Dann müssten die Spinnen beseitigt werden, damit sie das „Gift“ nicht wieder an die Luft abgäben.¹⁷

15 *E. Reuchlin* (s. A 7), S. E ii v; *T. Dornkreil*, Kurtzer/ Doch gründlicher und vollnkömlicher Bericht Von Der angehenden/ vnd hin vnd wieder bereit grassirenden Pestilentz dieses 1603. Jahrs/ Wie sich ein jeder insonderheit/ mit Gottes hülff dafür bewahren: Oder da jemandt damit behafft/ wie er dieselbige/ sampt allen jhren zufällen/ rechtmessiger weise Curiren soll, Hamburg 1604, S. 11; *M. Bachmeister/J. Eler*, Bericht wie die zur Ve[r]hütung vnd Curirunge der ietzt Einschleichenden Pest auff E. E. H. W. Rathes Apoteken angeordnete Mittel/ heilsam vnd nützlich vormittelst göttlicher gnädiger Verleyhunge/ zu gebrauchen, Lüneburg 1625, S. A 2 v; *J. Eler*, Ein kurtzer Bericht/ Wie man sich bey jetziger Zeit verhalten/ vnd derer auff der Apotheken angeordneten Mitteln/ gegen diese schleunig einfallende Pest/ gebrauchen soll, Lüneburg 1639, S. A i v; *ders.*, Ein kurtzer Bericht/ Wie man sich bey jetziger Zeit verhalten/ und derer auf der Apotheken angeordneten Mitteln/ gegen die einfallende Seuche gebrauchen soll, Lüneburg 1664, S. A i v.

16 *T. Dornkreil* (s. A 15), S. 11.

17 *G. Marstaller* (s. A 9), S. 20.

3. Tiere als Opfer der Seuche

Trotz ihrer Rolle als erste Opfer einer drohenden Pest werden an der Seuche sterbende Tiere in den Texten des Fürstentums Lüneburg nur beiläufig und mit Bezug auf frühere Schriftsteller erwähnt (Abb. 2).¹⁸ Dies entspricht dem Grundtenor der zeitgenössischen Seuchenschriften.¹⁹ Beispielsweise berichtete Dobbin (1577) von der Pest in Florenz 1448, bei der zwei Schweine sich an Lumpen rieben, die auf die Straße geworfen worden waren, kurz darauf im Kreis herumliefen, niederfielen und starben.²⁰ Eine ungewöhnliche Geschichte wurde Reuchlin (1577) von einem Magister Wendel, Hofprediger der Mansfelder Grafen auf der Seeburg (LK Mansfeld-Südharz), 1541 berichtet. Alle 15 Jahre würde sich im Frühling im großen See²¹ eine Quelle auftun, aus welcher Flüssigkeit rot wie Blut austräte. Wenn diese den See verseucht hätte, stürben alle Fische und bald danach bräche in den umliegenden Orten die Pest unter den Menschen aus. Der Lübecker Stadtarzt hatte selbst die vielen toten Fische am Ufer gesehen.²² Reuchlin behauptete, dass Pferde und Hunde nur selten an der Seuche erkrankten. Hunde könnten sogar ein Mittel gegen die Pest sein. Als Beleg führte er Geschehnisse am Schwarzen Meer an, die er von einem Kaufmann gehört hatte, der in der Gegend Handel trieb. Als dort die Seuche wütete, empfahl ein Arzt, alle Hunde in den Städten totzuschlagen und die Kadaver auf den Straßen verfaulen zu lassen. Durch den Gestank wäre die Pest vertrieben worden.²³

4. Tiere als potenzielle Verbreiter der Krankheit

Auch wenn Tiere selten an der Pest erkrankten, konnten sie diese weitergeben. Aufgrund der Beobachtung, dass die Seuche durch Kleidung und Pelze verbreitet wurde, fürchteten die Menschen behaarte Tiere, die nahe bei ihnen lebten, aber viel herumstreunten. Deshalb gerieten vor allem Hunde und Katzen in den Verdacht, das „Pestgift“ weiterzutragen.²⁴ So schrieb Marstaller (1576): „Es kan auch das Vihe die

18 Beispielsweise *H. Dobbin* (s. A 7), S. G viii v-H r.; vgl. *G. Sticker*, *Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre*, Bd. 1: Die Pest, Teil 2: Die Pest als Seuche und Plage, Gießen 1910, S. 125-135, 171-177, der Informationen aus vielen verschiedenen Quellen und Zeiten undifferenziert zusammenstellt.

19 Vgl. die ausführliche Diskussion bei *J. Bernt*, *Ueber die Pestansteckung und deren Verhütung*, Wien 1832, S. 101-110.

20 *H. Dobbin* (s. A 7), S. G viii v-H r.

21 Gemeint ist wohl der so genannte „Salzige See“.

22 *E. Reuchlin* (s. A 7), S. C iij r.

23 *Ebda.*, S. B v.

24 *G. Marstaller* (s. A 9), S. 10-12; *M. Bacmeister* / *J. Eler*, *Kurtzer Bericht: Wie man der jetzt einschleichenden Pest durch Gottes Gnade heilsam begegnen/ dieselb verhüten vnd curiren möge*. Auf E. L. H. W. Rathes der Stadt Lüneburg Anordnunge jhren Bürgern vnd Einwohnern zum besten publiciret, Lüne-



Abb. 3: Ein Hund mit seiner Kette im 17. Jahrhundert.

Hunde galten als potentielle Überträger der Pest, die deswegen bei Seuchengefahr nicht herumstreunen, sondern angebunden werden sollten; Quelle: Stich von Pierre Landry: Le Rendez-vous des Gueux, 17. Jahrhundert (Ausschnitt); Privatsammlung Ulf Wendler.

vergiftung der luft von einem ort zum andern bringen. Sonderlich aber sind gefährlich die Hund vnd Katzen/ welche [in] alle winckel ausschweiffen.“²⁵ Entsprechend empfahl eine Verordnung im Fürstentum Lüneburg von 1680, alle Katzen zu töten, die Hunde nachts zu Hause anzubinden (Abb. 3) und alles Vieh (besonders aber die Schweine) aus den Städten zu schaffen. Letzteres sollte tagsüber von Hirten gehütet und nachts in Ställen außerhalb der Stadtmauern untergebracht werden.²⁶ Rinder und Pferde waren kostbare Tiere, sodass eine Tötung nicht in Frage kam. Doch gab es Empfehlungen zur Reinigung der Tiere.

5. Tiere als Teil von Medikamenten und als Behandlungsmittel

Im Rahmen von Medikamenten spielten tierische Produkte eine untergeordnete Rolle (Abb. 4). Die Autoren der Pesttraktate empfahlen wiederholt (gebranntes) Hirschgeweih („Hirschhorn“) als Bestandteil von Medikamenten²⁷ oder auch unter

burg 1625, Einblattdruck.

25 G. Marstaller (s. A 9), S. 12. Vgl. M. Bacmeister/J. Eler (s. A 24).

26 Herrn Hertzog Georg Wilhelms anderweite Verordnung von gleicher Materie, de 2. Octobr. 1680, in: Chur-Braunschweig-Lüneburgische Landes-Ordnungen und Gesetze, Bd. 4, Lüneburg 1743, S. 1461-1470, hier S. 1467.

27 G. Marstaller (s. A 9), S. 98; J. Mellinger, Kurtzer bericht/ Wie man sich/ vermittelst Göttlicher hülfte/ für die Pestilentz verwaren/ vnd sie curiren sol. Zu nutz vnd wolfahrt des Fürstlichen Lüneburgischen



Abb. 4: Blick in eine frühneuzeitliche Apotheke.

Auf dem Tisch in der Mitte werden Arzneien gemischt und abgefüllt. Dahinter sind viele Gefäße zu sehen, in denen die Ingredienzien aufbewahrt wurden. Rechts im Hintergrund zerkleinert ein Mann Zutaten in einem großen Mörser. Ein fertiges Medikament wird links an eine Frau abgegeben; Quelle: Stich aus *F. P. Florinus, OECONOMVS PRVDENS ET LEGALIS* [...], Nürnberg/Frankfurt/Leipzig 1702, 8. Buch, S. 72.

die Speise gemischt bei der Kur.²⁸ Hirsche hatten eine besondere Bedeutung, die schon Plinius der Ältere (23/24-79) beschrieb. Nach ihm bekamen sie kein Fieber und ihr Fleisch konnte Menschen vor Fieber bewahren. Er schrieb (verbranntem) Hirschhorn starke Heilkräfte zu, insbesondere gegen Schlangen.²⁹ Hirsche waren für ihn wirksam zur Bekämpfung von Fieber und „Gifft“. Eindeutig ist auch der iatro-

Hoffs vnd Bürgerschaft zu Zell, Uelzen 1583, S. B iv v; *C. Mithobius, Kurtzer Bericht/ Wie man sich in vorstehender Pestilentz Zeit/ mit Göttlicher Hülffe verhalten sol. Zu Nutz vnd Wolfarth der Statt/ Fürstlich: Lüneburgischen Hofes zu Zelle/ vnd deß löblichen Fürstenthumbs Unterthanen gestellet*, Hamburg 1609, S. 6, 10; *J. Eler* (s. A 15), S. A i v; ders. (s. A 15), S. A i v.

²⁸ *T. Dornkreil* (s. A 15), S. 36.

²⁹ *C. Plinius Secundus, Naturkunde. Bd. III: Anthropologie – Zoologie*, hrsg. v. R. König, Düsseldorf 2008, S. 76-79 (Buch 8, §§ 112-119); vgl. allgemein *O. v. Hovorka/A. Kronfeld (Hrsg.)*, *Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Bd. 1*, Stuttgart 1908, S. 212-213

magische Hintergrund des „Einhorns“ (Narwalstoßzahns), zu dem einige Autoren der Pesttraktate als Bestandteil von Medikamenten rieten, und dem eine ähnliche Wirkung gegen „Gift“ zugeschrieben wurde.³⁰ Weiter finden sich Erwähnungen von Bibergeil,³¹ den schon antike Autoren als Mittel gegen „Gift“ empfahlen.³² Skorpionöl wurde als hilfreich bei der Prävention angesehen.³³ Der Verwendung des Öls lag wohl die iatromagische Vorstellung zugrunde, mit einem Produkt des giftigen Insekts das „Pestgift“ zu bekämpfen. So glaubte Plinius, dass die Asche eines Skorpions, in Wein aufgelöst, Menschen bei Skorpionstichen heilen würde.³⁴ Ähnlich ist die Verwendung der giftigen Spanischen Fliege (*Lytta* bzw. *Cantharis vesicatoria*) zu bewerten: Auch hier sollte „Gift“ gegen „Gift“ wirken. Marstaller (1576) empfahl zur Behandlung von Pestbeulen einen Umschlag aus zerstoßenen Spanischen Fliegen sowie Essig, Branntwein und Sauerteig.³⁵

Eine große Rolle spielten Bezoare,³⁶ bei denen es sich eigentlich um Magensteine von Wiederkäuern aus verschiedenen Weltgegenden handelt. Die in der Frühen Neuzeit verwendeten Magensteine stammten von wildlebenden Ziegen der außereuropäischen Welt oder wurden künstlich hergestellt. Doch wurde der Begriff ebenfalls als Synonym für alle „Gift“-austreibenden Arzneien verwendet, die starkes Schwitzen auslösten, also auch für solche, die keine Magensteine enthielten.³⁷ Deshalb ist nicht klar, was die Autoren der Pestschriften mit diesem Begriff genau meinten. Marstaller (1576) stand Bezoaren kritisch gegenüber und riet davon ab.³⁸ Doch sie blieben beliebt:

30 G. Marstaller (s. A 9), S. 98; J. Mellinger (s. A 27), S. B iv v; C. Mithobius (s. A 27), S. 6, 10.

31 T. Dornkreil (s. A 15), S. 40; C. Mithobius (s. A 27), S. 14.

32 Des Pedanios Dioskurides aus Anazorbos Arzneimittellehre in fünf Büchern, übersetzt v. J. Berendes, Stuttgart 1902, S. 160 (Cap. 160); vgl. dazu O. v. Hovorka/A. Kronfeld (s. A 29), S. 65-66.

33 J. Mellinger (s. A 27), S. A iij v; T. Dornkreil, Von Der Pestilentz dieses 96. Jahres. Kurtzer vnd gründtlicher bericht Wie sich ein jeder insonderheit/ mit Gottes hülf dafür bewahren: Oder/ da jemandt damit behafft/ wie er dieselbe sampt allen zufellen rechtmessiger weise Curiren vnd vertreiben müge, Hamburg 1596, S. B iii r; C. Mithobius (s. A 27), S. 7, 18 (hier um Beulen zur Reife zu bringen); vgl. dazu O. v. Hovorka/A. Kronfeld (s. A 29), S. 396-397.

34 Plinius Secundus (s. A 29), S. 192 (Buch 11, § 90).

35 G. Marstaller (s. A 9), S. 123-124; vgl. dazu Onomatologia medica completa oder Medicinisches Lexicon das alle Benennungen und Kunstwörter welche der Arzneywissenschaft und Apotekerkunst eigen sind deutlich und vollständig erkläret zu allgemeinem Gebauch herausgegeben von einer Gesellschaft gelehrter Aerzte, Ulm/Frankfurt/Leipzig 1755, Sp. 290-293.

36 J. Eler (s. A 15), S. A ii r; ders. (s. A 15), S. A ii r; J. Behrens, Kurtzer und nohtwendiger Bericht: Wie man sich jegen die itzige geschwinde einfallende Pest verwalten und verhalten soll/ Zu Nutz und Wollfahrth der Eingessenen/ der Fürstlichen Residentz-Stadt Zell/ und des löblichen Fürstenthumbs Braunschweig Lüneburgs Vnterthanen, Celle 1657, S. A iij v = U. Wendler, Pestilentz im Norden. Seuchen in der nördlichen Lüneburger Heide und im Süden Hamburgs 1657-1716, Ehestorf 2012, S. 259-271, hier S. 233.

37 Onomatologia (s. A 35), Sp. 203-208; vgl. O. v. Hovorka/A. Kronfeld (s. A 29), S. 64-65.

38 G. Marstaller (s. A 9), S. 84-85.

Noch 1713 empfahl Nottelmann zur Prävention „Schwerinische Bezoar-Kugeln“.³⁹ Dabei handelte es sich wohl um die so genannten Mecklenburgischen Bezoarkugeln, die künstlich hergestellt wurden. Sie enthielten u. a. orientalische Perlen und Bezoare aus dem mittleren Osten (Persien) und galten als wirkungsvoll gegen „Gift“, doch waren sie teuer.⁴⁰

Tierprodukte spielten als Bestandteile von Medikamenten keine große Rolle, doch bei der Behandlung von Beulen und Karbunkel kamen vielfach tote und lebende Tiere zum Einsatz. Mithobius (1609) riet bei der Bekämpfung des Deliriums von Pestkranken dazu, ein lebendiges Huhn oder eine Taube entzweizureißen und noch warm auf den Scheitel des Patienten zu legen.⁴¹ Doch solche Methoden wurden vor allem bei der Behandlung von Beulen und Karbunkeln verwendet. Marstaller (1576) empfahl, die Lunge eines frisch geschlachteten Lammes, Zickleins oder Schafes – solange diese noch warm wäre – auf Beulen, Karbunkel oder schmerzende Stellen des Kranken zu packen. Anstelle dieser Tiere könnte man auch einen kleinen dicken Hund, eine Taube, ein Huhn u. a. m. aufschneiden und ihr warmes Fleisch sofort auflegen. Dadurch sollte das „Gift“ aus den Beulen und Karbunkeln gezogen sowie deren Reifung gefördert werden.⁴² Auch Reuchlin (1577) kannte dieses Vorgehen. Er empfahl, lebendige Tauben oder Frösche entzweizureißen und die Teile gleich auf die geöffneten Beulen zu legen. Falls man die Geschwüre nicht öffnen wollte, könnte man Theriak⁴³ und eine warme halbe Taube darauf tun. Während sich die Taube grün verfärbte, würde der Theriak rötlich. Die aus der Taube fließende grüne Flüssigkeit wäre das „Pestgift“.⁴⁴ Marstaller (1576) meinte, dass – wenn die erkrankten Menschen am Meer lebten und arm wären – auch Austern auf Geschwüre gelegt werden könnten. Zudem führte er einen italienischen Arzt an, der 1450 Bauern beobachtet hatte, die lebendige Frösche und Kröten ganz oder in zwei Teile zerschnitten auf Geschwüre banden, wobei die Tiere starben (falls sie nicht ohnehin schon tot

39 B. A. Nottelmann, Kurtze und deutliche Vorstellung/ Was eigentlich die jetzo herum-vagirende Seuche sey? Woran solche zu erkennen/ Welche Merckzeichen die Medici und Chirurgi bey Besichtigung derer an dieser Seuche gestorbenen Leuten wol zu beobachten haben/ Und zu letzt Wie ein jeder hiesiger Stadt Einwohner sich sicher und mit geringen Kosten darwider bewahren könne. Auff vornehmer Herren und Patronen Anrahten wolmeinentlich publiciret Zu Lüneburg/ auff Unkosten des Auctoris, Lüneburg 1713, S. C r = U. Wendler (s. A 36), S. 259-271, hier S. 268.

40 Onomatologia (s. A 35), Sp. 203-204.

41 C. Mithobius (s. A 27), S. 13.

42 G. Marstaller (s. A 9), S. 93; vgl. dazu E. A. Heinrichs, The Live Chicken Treatment for Buboes: Trying a Plague Cure in Medieval and Early Modern Europe, in: Bulletin of the History of Medicine 91 (2017), S. 210-232, hier S. 222-223.

43 Vgl. zu diesem angeblich besonders gegen Gifte wirkenden Universalheilmittel R. Schmitz, Geschichte der Pharmazie. Bd. I: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, Eschborn, 1998, S. 441-442.

44 E. Reuchlin (s. A 7), S. N iij r-N iij v.

waren), die Landbewohner aber überlebten.⁴⁵ Dagegen bevorzugte Dornkreil (1604) getrocknete Kröten, die nach Auflegung auf die Beulen durch das „Gift“ anschwellen. Würden sie entfernt, müssten sie tief vergraben werden, sodass weder Mensch noch Tier zufällig auf sie stoßen könnten.⁴⁶ Dieses Vorgehen kannte auch Mithobius (1609).⁴⁷ Backmeister und Eler (1625) rieten dazu, die getrockneten Kröten vorher in Skabiosenwasser⁴⁸ einzuweichen.⁴⁹ Behrens (1657) wollte ein Pflaster aus Skabiosenkraut, Eidotter und Salz auf die Beule legen, bevor ein im warmen Wasser gereinigter Frosch oder eine in Wein eingelegte getrocknete Kröte auf den Karbunkel getan werden sollte. Auch er empfahl, Hühner oder Tauben zu zerreißen und das warme Fleisch auf die Beulen zu legen.⁵⁰ Kröten und Frösche galten als giftige Tiere, sodass dem Vorgehen wahrscheinlich die Vorstellung zu Grunde lag, Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen, bzw. dass sie das „Gift“ an sich ziehen würden. Zudem waren diese Tiere preiswerter als Hühner und Tauben, was ihre Verwendung für Arme möglich machte. Kröten und Frösche zur Behandlung von Beulen wurden seit dem frühen 16. Jahrhundert empfohlen, u. a. von Paracelsus.⁵¹ Die Autoren verwiesen stets auf die Wärme der aufgelegten Tiererteile. Sie unterstützte die – nach den Vorstellungen der antiken Medizin – angeborene Hitze im Körper der Menschen, welche das „Gift“ bekämpfen konnte.⁵² Ein moderner Medizinhistoriker hält es nicht für ausgeschlossen, dass dadurch die Behandlung eine positive Wirkung haben können: „Yet one can speculate that even the application of mild, moist heat [...] might yield some therapeutic benefit, if perhaps small and localized.“⁵³

Neben toten wurden lebende Tiere verwendet. Um das „Pestgift“ durch Beulen und Karbunkel aus dem Körper zu ziehen, sollten Hühnern oder Tauben die Federn am Hintern ausgerupft und die Tiere über die Schwellung gehalten werden. Dies war so lange zu wiederholen, bis ein Vogel die Behandlung überlebte. So seltsam dieses Verfahren heute anmutet, so häufig wurde es angeraten. Dobbin (1577) empfahl einen schwarzen Hahn oder eine Taube,⁵⁴ Reuchlin (1577) einen einjährigen Hahn oder eine einjährige Henne⁵⁵ sowie Dornkreil (1604), Mithobius (1609) und Behrens (1657)

45 G. Marstaller (s. A 9), S. 122.

46 T. Dornkreil (s. A 15), S. 45.

47 C. Mithobius (s. A 27), S. 18.

48 Das Skabiosenwasser wurde aus dem Kraut und der Blüte der Skabiosen gebrannt. Onomatologia (s. A 35), Sp. 1208-1209.

49 M. Bachmeister/J. Eler (s. A 15), S. B iij v.

50 J. Behrens (s. A 36), S. B ij r = U. Wendler (s. A 36), S. 229-238, hier S. 235.

51 E. A. Heinrichs (s. A 42), S. 223-225.

52 Ebda., S. 228.

53 Ebda., S. 230.

54 H. Dobbin (s. A 7), S. L iij r.

55 E. Reuchlin (s. A 7), S. N iij r.

Hühner oder Tauben.⁵⁶ Die detaillierteste Beschreibung des Verfahrens bietet Marstaller (1576). Seine Behandlungsmethode bestand aus fünf Elementen: 1. dem Rupfen der Federn am Sterz des Hahnes, 2. das Einreiben des Sterzes mit Salz, 3. das Zuhalten des Schnabels, 4. das Drücken des Sterzes auf die Beule und 5. das Wechseln des Tieres, wenn es an der Behandlung starb.⁵⁷ Die Ursprünge der Verwendung von lebenden Hühnern zum Herausziehen von „Gift“ lassen sich bis in das Hochmittelalter zurückverfolgen und wurden seit dem Schwarzen Tod Mitte des 14. Jahrhunderts von medizinischen Autoren empfohlen.⁵⁸ Die anderen bei Marstaller genannten Elemente kamen später hinzu. Die Verwendung von Salz ist seit dem frühen 15. Jahrhundert, das Zuhalten des Schnabels seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegt.⁵⁹ Letzteres ist ein deutlicher Hinweis darauf, wie sich die Mediziner die Wirkung des Verfahrens vorstellten. Das „Gift“ sollte vom Tier durch seine Kloake in sein Inneres gezogen und so aus dem Körper des Kranken entfernt werden. Da der Schnabel zugeedrückt wurde, musste das Huhn sozusagen durch seine Kloake „atmen“. Das „Pestgift“ in seinem Körper tötete dann das Tier.⁶⁰

Die rationale Erklärung war aber nur eine Seite der Angelegenheit, denn Dobbin (1577) empfahl explizit die Verwendung eines schwarzen Hahnes.⁶¹ Im Volksglauben war dieser ein Teufels- und Hexensymbol.⁶² Offensichtlich sollte Negatives (das „Gift“ im Körper des Kranken) durch Negatives (den „teuflischen“ schwarzen Hahn) ausgetrieben werden. So ungewöhnlich die Behandlung mit lebendigen Hühnern heute erscheinen mag, es ist nicht ausgeschlossen, dass sie sich in der Praxis bewährte. Einige Autoren vermuten, dass in den „Ausscheidungen der Tiere Substanzen enthalten waren, die das Wachstum der Pestkeime verhinderten, also antibiotisch wirkten. Man kann also von Vorläufern der heutigen antibiotischen Therapie der Pest reden.“⁶³ In diese Richtung deutet auch die Empfehlung von Reuchlin (1577), Taubenmist gemischt mit Mehl als Pflaster zu nutzen, um Pestbeulen zur Reife zu bringen.⁶⁴

Ganz in den Bereich der Iatromagie gehören Amulette. So empfahl Dornkreil (1604) mit Hinweis auf Paracelsus ein „Secklein“ mit getrockneten Kröten, Arsen und

56 T. Dornkreil (s. A 15), S. 45; C. Mithobius (s. A 27), S. 18; J. Behrens (s. A 36), S. B i v = U. Wendler (s. A 36), S. 234.

57 G. Marstaller (s. A 9), S. 93-94; vgl. ebda., S. 126 (Hahn oder „ander Thierlein“).

58 E. A. Heinrichs (s. A 42), S. 213-218.

59 Ebda., S. 219-220.

60 Ebda., S. 220.

61 H. Dobbin (s. A 7), S. L iii r.

62 Vgl. zum Beispiel E. Fehrle, Der Hahn im Aberglauben, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 16 (1912), S. 3-14, besonders S. 3, 5-8, 11.

63 E. Schimitschek/G. T. Werner, Malaria, Fleckfieber, Pest. Auswirkungen auf Kultur und Geschichte – Medizinische Fortschritte, Stuttgart 1985, S. 150-151.

64 E. Reuchlin (s. A 7), S. O iij v.

weiteren Materialien, welches über dem Herzen getragen werden sollte. Das Amulett schützte seinen Träger angeblich vor der Pest.⁶⁵ Mithobius (1609) riet Wohlhabenden zu einem Anhänger aus Edelsteinen (Hyazinth, Saphir, Smaragd) zusammen mit „Einhorn“ und orientalischem Bezoar.⁶⁶ Ähnliches schrieb Marstaller (1576), der auch Elchklauen und gebranntes Hirschgeweih als wirksam empfahl.⁶⁷

6. Tierprodukte als Teil der Ernährung

Die frühneuzeitlichen Pestschriften wurden auf der Grundlage von Vorstellungen der zeitgenössischen Medizin verfasst. Nach der Humoralpathologie wirkten im menschlichen Körper die vier Säfte Blut (nass, heiß), Schleim (nass, kalt), schwarze Galle (trocken, kalt) und gelbe Galle (trocken, heiß).⁶⁸ Krankheiten und Seuchen entstanden durch ein Ungleichgewicht, wobei die Pest in diesem System mit Feuchtigkeit und Fäulnis in Beziehung gesetzt wurde. Die fundamentalen Lebensbedingungen des Menschen beeinflussten das Zusammenspiel der Säfte. Darunter ist für das Thema vorliegender Untersuchung die Ernährung relevant, wobei ausschließlich auf tierische Nahrungsmittel eingegangen wird.

Zur Prävention wurde allgemein von Nahrungsmitteln abgeraten, die schwer verdaulich waren und leicht faulen.⁶⁹ Das waren nach Dornkreil (1604) beispielsweise stark geräucherte oder getrocknete Speisen; lange gelagertes, schimmeliges, stinkendes Fleisch; Fische ohne Schuppen oder die in stillstehenden trüben Gewässern lebten.⁷⁰ Mithobius (1609) erweiterte diese Liste um Gänse und Enten, Schweine und Milch.⁷¹ Marstaller (1576) riet generell von Wasservögeln ab.⁷² Er billigte zwar ab und zu den Verzehr des Fleisches junger Schweine, die einige Tage in Salz eingelegt worden waren, und von jungen Wildschweinen, doch lehnte er Schweinefleisch eigentlich grundsätzlich ab.⁷³ Dobbin (1577) gab eine interessante Begründung für den empfohlenen Verzicht des letztgenannten Fleisches: „Schweinefleisch ist in dieser zeit ungesundt / nach dem die Schweine mit dem Menschen Cörpern sehr vberin

65 T. Dornkreil (s. A 15), S. 17.

66 C. Mithobius (s. A 27), S. 7.

67 G. Marstaller (s. A 9), S. 36.

68 G. Keil, Humoralpathologie, in: W.E. Gerabek et al. (Hrsg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/ New York 2005, S. 641-643.

69 G. Marstaller (s. A 9), S. 40, 55-56; T. Dornkreil (s. A 15), S. 20; ähnlich *ders.* (s. A 33), S. B iv r; C. Mithobius (s. A 27), S. 4.

70 T. Dornkreil (s. A 15), S. 20; ähnlich *ders.*, (s. A 33), S. B iv r.

71 C. Mithobius (s. A 27), S. 4.

72 G. Marstaller (s. A 9), S. 56.

73 Ebda., S. 47.

kommen / vnd gleich also wol an der Pestilentz sterben als die Menschen / [...]“.⁷⁴ Die große Ähnlichkeit zwischen den Körpern von Mensch und Schwein war den Ärzten des 16. Jahrhunderts bekannt. Tendenziell war die Liste der nicht zu empfehlenden tierischen Nahrungsmittel unendlich, sodass sich Marstaller nicht lange damit aufhielt, sondern gute Speisen empfahl. Diese sollten leichtverdaulich sein, „vnd ein gut natürlich vnd rein geblüt bringen / das böß temperiren / das dick vnd grobe subtiler machen / die geng der Glieder offen halten / auch mehr külen denn hitzigen / vnd nicht leichtlich faulen.“⁷⁵ Dornkreil (1604) empfahl entsprechend generell frisches Fleisch, Hühner und Wildgeflügel, Fische aus klaren fließenden Gewässern, die Schuppen und festeres Fleisch hätten, sowie frische Eier.⁷⁶ Mit diesen Ratschlägen stimmte Marstaller (1576) überein, hatte aber Vorbehalte gegenüber Eiern. Vor allem vor hartgekochten Eiern warnte er.⁷⁷ Zudem lehnte er den Verzehr von Milch, Butter und Käse ab.⁷⁸ Der Arzt riet eigentlich von Suppen ab, weil diese die Feuchtigkeit im menschlichen Körper vergrößerten, trotzdem wären vor allem Hühner- und Kapaunensuppen bzw. Rindfleischbrühen zu empfehlen.⁷⁹ Aufgrund der iatromagischen Vorstellungen erklärt es sich, dass Hirschprodukten eine Wirkung gegen Fieber zugeschrieben wurde, sodass Autoren das Fleisch dieser Tiere vorbeugend gegen die Pest empfahlen. Marstaller (1576) referierte diese Meinung, ohne sie jedoch zu teilen.⁸⁰

Wenn Menschen erkrankten, wurde eine etwas abgeänderte, doch nicht grundsätzlich andere Ernährung als bei der Prävention empfohlen. Es ging darum, die Kranken zu stärken „mit anmutiger vnnnd gesunder kost / die schleunig gut geblüt vnd kräfte geben [können]“, wie es Dornkreil (1604) ausdrückte.⁸¹ Er riet zu Kraftbrühen, u. a. von Kapaunen, oder zu Breien aus Reb- und Haselhühnern.⁸² Marstaller (1576) empfahl Hühner-, Kapaunen- und Rindfleischsuppen bzw. Suppen aus dem Gelée dieser Tiere, eine Brühe mit weichgekochten Eiern usw. Wenn der Appetit der Kranken groß genug wäre, könnten diese Fleisch von Rebhühnern, Wildvögeln, Zicklein, Schaflämmern oder mürbes Schafffleisch essen.⁸³

74 H. Dobbin (s. A 7), S. B vi v.

75 Ebda., S. 40.

76 T. Dornkreil (s. A 15), S. 20.

77 G. Marstaller (s. A 9), S. 45-46.

78 Ebda., S. 54-55.

79 Ebda., S. 42-43.

80 Ebda., S. 47.

81 T. Dornkreil (s. A 15), S. 34; ähnlich J. Mellinger (s. A 27), S. C ii r.

82 T. Dornkreil (s. A 15), S. 34.

83 G. Marstaller (s. A 9), S. 110-111; ähnlich J. Mellinger (s. A 27), S. C ii r; C. Mithobius (s. A 27), S. 11.

7. Schlussbemerkung

Die Pestschriften des Fürstentums Lüneburg spiegeln die enge Gemeinschaft von Menschen und Tieren im städtischen Raum wider. In den Texten vermischen sich unentwirrbar iatromagische Vorstellungen, antike und mittelalterliche Traditionen, theoretische Überlegungen und Erfahrungswissen. Vor diesem Hintergrund wurde Tieren teilweise große Kräfte im Kampf gegen das „Pestgift“ zugeschrieben. Dies beruhte zwar im Kern häufig auf magische Vorstellungen, doch wurde es als überliefertes Erfahrungswissen dargestellt und teilweise rational erklärt.

Die Krisensituation einer drohenden Pest veränderte die Wahrnehmung einiger Tierarten. Ihre verrottenden Körper konnten zwar zur Vergiftung der Luft und damit nach zeitgenössischen Vorstellungen zur Entstehung einer Pestepidemie beitragen, doch galten sie nicht als Hauptursache. Eine große Bedeutung hatten Tiere als Bioindikatoren. Die Menschen der Frühen Neuzeit beobachteten mit ängstlicher Genauigkeit das Verhalten der Tiere, um sich über die drohende Pestgefahr durch vergiftete Luft zu orientieren. Plötzliches Sterben von Weidetieren, massenhaftes Auftreten von Ungeziefer oder das Verschwinden von Vögeln deuteten auf vergiftete Luft hin. Verschiedene Tierarten konnten zwar an der Pest verenden, doch in der Regel handelte es sich nur um wenige Exemplare: Die Pest war hauptsächlich eine Krankheit der Menschen. Doch auch wenn sie nicht starben, konnten Haustiere die Seuche verbreiten.

Einen recht geringen Anteil hatten Tiere und Tierprodukte bei der Herstellung von Medikamenten, nur Bezoare (Magensteine von Ziegen) spielten eine größere Rolle. Zu der Behandlung von Beulen und Karbunkeln waren lebendige und tote Kröten, Hühner und Tauben bedeutsam. Daneben dienten Tiere und Tierprodukte zur Anfertigung von Amuletten. Die Empfehlungen zur Ernährung beruhten nicht nur auf Erfahrungswissen, sondern es spielten wohl auch iatromagische Vorstellungen eine Rolle. Da die Pest mit Feuchtigkeit in Verbindung gebracht wurde, wurde bei Prävention und Heilung von Wasservögeln generell und von vielen Fischarten abgeraten. Positiv wurden leichtverdauliche und stärkende Speisen wie z. B. der Verzehr von Hühnern und anderem Geflügel bewertet.

Die Pestschriften des Fürstentums Lüneburg belegen, zu welchen Beobachtungen und Nutzungen von Tieren die Ärzte dem „Gemeinen Mann“ rieten, um der Seuchengefahr zu begegnen. In Unkenntnis der mikrobiologischen Zusammenhänge und ohne Berücksichtigung der Ektoparasiten des Menschen wurden Tiere als Erklärung von Ursache und Verbreitung der Pest, als Bioindikatoren und als Heilmittel verwendet.

Interaktionen von Berufsmusikern und Tieren im 18. Jahrhundert: von Katzen, Hunden und Vögeln

Tiere im urbanen Raum und ihre Interaktionen mit den dort lebenden Menschen bilden ein weitgefächertes Forschungsfeld, das etwa innerhalb der interdisziplinären Human-Animal-Studies aus verschiedenen Perspektiven untersucht wird. Neben Forschungen zur „Sichtbarkeit und Funktionalität der Tiere im Raum der neuzeitlichen Stadt“¹ treten in jüngster Zeit vermehrt Untersuchungen zu sozialgeschichtlichen Fragestellungen der Mensch-Tier-Beziehungen, etwa in Bezug auf die Kulturtechnik der städtischen Haustierhaltung.² Diese steht zwar in einer direkten Verbindung mit der Entwicklung des städtischen Bürgertums, kann aber in der Frühen Neuzeit nicht losgelöst von der adeligen und höfischen Gesellschaft betrachtet werden, deren Lebensstil in vielen Bereichen als Vorbild diente.³

Aus dieser sozialgeschichtlichen Perspektive wird im Folgenden nach der Interaktion von Berufsmusikern und Tieren im 18. Jahrhundert gefragt. Diese durchaus heterogene Berufsgruppe war sowohl im höfischen als auch im städtischen Kontext anzutreffen, da in diesen Räumen durch die jeweils kulturfördernden adeligen und bürgerlichen Eliten Auftrittsmöglichkeiten geschaffen wurden. Die meisten ausgebildeten Musiker entstammten zwar dem Bürgertum,⁴ mussten aber ihren sozialen Status oftmals aufgrund ihrer Berufswahl behaupten. Dieser Legitimationsdruck be-

1 C. Wischermann, Der Ort des Tieres in einer städtischen Gesellschaft, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2009), S. 6.

2 Vgl. u. a. A. Steinbrecher, Tiere und Geschichte, in: R. Borgards (Hrsg.), Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch, Stuttgart 2016, S. 7-16, und dies., Tiere und Raum. Verortung von Hunden im städtischen Raum der Vormoderne, in: G. Krüger / A. Steinbrecher / C. Wischermann (Hrsg.), Tiere und Geschichte. Konturen einer *Animate History*, Stuttgart 2014, S. 219-240.

3 Beispielsweise in der Wahl bestimmter Hunderassen zur Repräsentation, vgl. A. Steinbrecher, Eine praxeologisch performative Untersuchung der Kulturtechnik des Spaziergangs (1750-1850), in: Tierstudien 2 (2012), S. 15, oder in der Demonstration, sich Musik als Luxusgut leisten zu können, vgl. S. Rampe, Private Musikveranstaltungen, in: P. Hersche / S. Rampe (Hrsg.), Sozialgeschichte der Musik des Barock, Laaber 2018, S. 150.

4 Vgl. P. Hersche, Die Gesellschaft. Ständeordnung und Refeudalisierung, in: P. Hersche / S. Rampe (s. A 3), S. 53.

stand insbesondere bei sehr mobilen Musikern, wie es etwa auf die Protagonisten der Opernbetriebs, die *operisti*, oder auf Komponisten wie Wolfgang Amadé Mozart zutrifft, da sie durch ihre Mobilität schnell in die Nähe des wenig angesehenen, fahrenden Volkes rückten.⁵ Bisher blieben Tiere als Teil der Musiker-Sozialgeschichte unbeachtet, daher werden hier exemplarisch zwei Musiker-Korrespondenzen untersucht, die aufgrund ihrer Vielzahl von privaten Äußerungen im innerfamiliären Rahmen Einblicke in diese Thematik gewähren. Dabei handelt es sich zum einen um die Korrespondenz des Musiker-Ehepaares Marianne und Franz Pirker, die eine einzigartige Quelle zum Opernbetrieb des 18. Jahrhunderts darstellt, und zum anderen um den wohl bekanntesten Musiker-Briefwechsel des 18. Jahrhunderts, denjenigen der weit gereisten Familie Mozart.

1. Die Pirker-Korrespondenz

Das Musiker-Ehepaar Marianne und Franz Pirker gehörte zu den hochgradig mobilen Protagonisten der italienischen Oper, die sich im 18. Jahrhundert als europäisches Phänomen etabliert hatte und mit einer unübersehbar großen Anzahl von Aufführungen zur herausragendsten musikalischen Kunstform avanciert war. Ihr Produktionssystem erstreckte sich europaweit und schuf Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Produktionsorten, seien es fest installierte Theater an kleineren, mittleren oder großen Höfen, öffentliche Theatergebäude in Städten oder nur temporär errichtete Auftrittsräume, die von mobilen Ensembles genutzt wurden.⁶

Marianne Pirker partizipierte als Sängerin an diesem System, ihr Mann Franz wirkte u. a. als Violinist, Libretto-Übersetzer und Arrangeur an den Produktionen mit.⁷ Ihre Karriere begann 1736 in Graz und führte sie nach Auftritten in Hamburg, Berlin, Pressburg [Bratislava] und Laibach [Ljubljana] mit Ensembles der Impresari Mingotti zunächst an italienische Theater in Venedig, Bologna, Parma und Livorno. 1746 reiste die Sängerin gemeinsam mit ihrem Mann nach London, um ein Engagement am dortigen King's Theatre wahrzunehmen. Aufgrund großer finanzieller Schwierigkeiten der Opernunternehmung erhielt sie ihre Gage nicht und konnte

5 Vgl. P. Hersche, Die Musik im Rahmen der Kultur. Ein barockes Schwergewicht, in: P. Hersche/S. Rampe (s. A 3), S. 64 f.

6 Vgl. u. a. R. Wiesend, Die italienische Oper im 18. Jahrhundert. Hinführung, in: H. Schneider/R. Wiesend (Hrsg.), Die Oper im 18. Jahrhundert, Laaber 2006, S. 1-8, und M. Walter, Die Oper als europäische Gattung, in: P. Stachel/P. Ther (Hrsg.), Wie europäisch ist die Oper? Die Geschichte des Musiktheaters als Zugang zu einer kulturellen Topographie Europas, Wien u. a. 2009, S. 11-30.

7 Zu den Karrierestationen Marianne Pirkers siehe M. Beier, Mehr als nur die *Nachtigall vom Hohenasperg*. Die Karriere der Sängerin Marianne Pirker (1717?-1782), Diss. masch., Paris-Lodron-Universität Salzburg 2020.

daher eigene Verbindlichkeiten, etwa bei ihrem Vermieter, nicht begleichen. Die hierdurch entstandenen Schulden stellten nicht nur in finanzieller Hinsicht ein Problem für das Ehepaar dar, sondern konnten, wenn sie bekannt wurden, auch einen großen Reputationsverlust bedeuten – zudem drohte eine mögliche Schuldhaft. Daher blieb Franz Pirker nach Beendigung des zweiten Londoner Engagements seiner Frau in der *season* 1747/48 in der britischen Hauptstadt, um die ausstehende Gage beim Impresario des King's Theatre, Charles Sackville, Earl of Middlesex, einzutreiben und die entstandenen Schulden zu begleichen, während Marianne Pirker bereits ihr nächstes Engagement wahrnahm. Dieses führte sie erneut zu einem Mingotti'schen Ensemble nach Hamburg und zweimal nach Kopenhagen. Während ihres zweiten Aufenthalts in der dänischen Hauptstadt konnte Franz Pirker London endlich verlassen und zu seiner Frau nach Kopenhagen reisen.

Der Großteil der überlieferten Korrespondenz des Ehepaares Pirker stammt aus den Jahren 1748 und 1749, in denen Franz Pirker in London die Schuldenproblematik zu klären suchte und seine Frau Engagements in Hamburg und Kopenhagen wahrnahm sowie ihre Anstellung am württembergischen Hof erreichte.⁸ Diese Umstände bedingen verständlicherweise die Mehrzahl der verhandelten Themen in den Briefen zwischen den Eheleuten, die sich hauptsächlich über die Organisation des täglichen Lebens und das Opernwesen an ihren jeweiligen Aufenthaltsorten austauschten. Platz für die Erwähnung einiger Tiere hat sich in den Briefen trotzdem gefunden.⁹

Zu diesen Tieren gehört eine Katze namens Mi, die vermutlich zu der von den Pirkers in London gemieteten Wohnung gehörte, von diesen aber als *companion animal* – zumindest auf Zeit – angenommen wurde.¹⁰ Vornehmlich Franz Pirker schien eine affektive Beziehung zu der Katze gehabt zu haben, die ihm insbesondere nach der Abreise seiner Frau Gesellschaft leistete und damit für ihn weit mehr war als ein Ratten und Mäuse vertilgendes Nutztier. Die enge Verbundenheit zu der Katze zeigt ein

8 Eine Edition dieses Briefwechsels liegt demnächst vor: *D. Brandenburg* unter Mitarbeit von *M. Beier*, *Die Operisti als kulturelles Netzwerk. Der Briefwechsel von Franz und Marianne Pirker*, Druck i. V. Der Briefwechsel befindet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Sign. A 202 Bü 2839-2842. Im Folgenden werden die Briefe mit der in der Edition vergebenen Nummerierung zitiert.

9 Pferde werden im Briefwechsel selten erwähnt, obwohl Marianne Pirker im Zeitraum der Korrespondenz viel reiste und mit ihnen als Transportmittel regelmäßig zu tun hatte. Sie werden bei der Erwähnung von Kutschen, der Extrapost oder bei der Diskussion von Reisewegen einfach implizit mitgedacht. Eine explizite Erwähnung als Fortbewegungsmittel finden sie nur in besonderen Fällen, etwa bei der Beschreibung des Treidelns auf der Donau (Brief 173, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Stuttgart, 20. Juni 1749) oder als Reittiere im Hochzeitstross des Schauspielers David Garrick und der Tänzerin Eva Maria Veigel (Brief 186, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Stuttgart, 7. Juli 1749).

10 Vgl. zu Katzen als Haustiere in der Stadt: *M. S. Hengerer*, *Stadt, Land, Katze. Zur Geschichte der Katze in der Frühneuzeit*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2 (2009), S. 13-25.

Vorfall, den Franz Pirker zu Beginn der Korrespondenz beschreibt: „Ein kleines accidens muß ich dir erzehlen, wie ich deinen Brief auf den Tisch gelegt kommt die Mi beriecht, und caressirt ihm mit stossen, nimmt ihn ins Maul, und will mir ihn wegtragen.“¹¹ In Franz Pirkers Wahrnehmung hat die Katze die Absenderin am Geruch erkannt und wollte den Brief als Ersatz für ihre jetzt fehlende Bezugsperson mitnehmen. Möglicherweise projizierte er hier seine eigene Einsamkeit, die er in späteren Briefen auch explizit thematisiert, auf das Verhalten der Katze und beabsichtigte durch die Schilderung in erster Linie seiner Frau mitzuteilen, wie sehr er selbst unter der räumlichen Trennung von ihr und der verfahrenen Situation in London litt. In der existenziellen Notlage suchte er Trost bei der Katze Mi. Entsprechend war er tief getroffen, als er ein halbes Jahr später zunächst das Verschwinden und dann den Tod seines tierlichen Gefährten feststellen musste: „Der arme Mi hat einen elend[en] Tod genommen. Er wurden [sic] von ein[em] Hund geschreckt, und verkroche sich in ein Closet hinter ein[em] Packoff[en], wo er muß versperet word[en] seyn, und er wurde nach etlich[en] Dagen todt gefund[en], wo er vom Hunger und Hize verschmacht[en] müssen. Ich habe ihn unterdessen allenthalb[en] gesucht und such[en] lassen. Mir ist recht leid.“¹² Auf diese Nachricht hin erwähnt auch Marianne Pirker erstmals das Londoner Haustier und ihre emotionale Beziehung zu der Katze: „es sind alles gute anzeig[en] außgenomm[en] die arme Mi schmerzet mich sehr, es wäre beßer gewesen du hättest mir solches nicht geschrieb[en].“¹³

In Franz Pirkers Londoner Umfeld spielten auch weitere Tiere eine Rolle. So berichtete er trotz des begrenzten Platzes in den Briefen und vieler dringender Themen seiner Frau begeistert von exotischen Fischen, deren Haltung in Zusammenhang mit der adeligen Chinamode und Chinoiserie¹⁴ stand und die er im Haus einer britischen Aristokratin bewundert hatte: „Bey der Brown habe ich in einen Porcelainen[en] Spul fingerlange Indianische lebendige fischlein gesehen die das charmanteste, was ich geseh[en], war[en]. 2 sind das schönste Ponseau. Die schönsten Aug[en], wie Vögel, und sehen einen auch so an, sind ganz kirre, und kommen, wenn man sie ruft. 2 sind wie das schönste Silber ausgenohm[en] auf den Rücken der Ponseau, wie auch ihr Maul, und das so wohl gezeichnet, als wenn es ein Mahler gemahlet

11 Brief 21, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Hamburg, 19. September 1748.

12 Brief 117, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker [in Kopenhagen], 16. März 1749. Das Geschlecht der Katze geht aus Franz Pirkers Briefen nicht eindeutig hervor, er schreibt mal von „der Mi“ und mal von „dem Mi“.

13 Brief 124, Marianne Pirker aus Kopenhagen an Franz Pirker in London, 1. April 1749.

14 Vgl. F. Wappenschmidt, „Liselotte ist närrisch geworden...“ – Exotische Vögel und Fische in der Chinamode und Chinoiserie des 17. und 18. Jahrhunderts, in: S. Förstler / C. Keim / A. S. Schönhagen (Hrsg.), Heim/Tier. Tier-Mensch-Beziehungen im Wohnen, Bielefeld 2019, S. 199-216.

hätte. Man bekommt sie auch schon hier zu verkauff[en] 1 Guinée einen, und hab[en] gezichtet, allein die Farb[en] sind bey den jungen nicht mehr so schöne.“¹⁵ Er demonstriert damit auch seinen Umgang in der gehobenen Gesellschaft, deren Mitglieder als hauptsächliche Unterstützer des Opernwesens für die *operisti* sehr wichtig waren und von denen er sich Hilfe hinsichtlich der ausstehenden Gagenszahlung erhoffte. Kurzzeitig hatte der Musiker aber auch persönlich mit exotischen Tieren zu tun: Um zusätzliches Geld einzunehmen, hatten die Pirkers einen regen Handel mit Luxusgütern aus London (wie Uhren, bestimmten Stoffen und (Theater-)Accessoires) begonnen, die Franz Pirker besorgte und die von seiner Frau mit einem Preisaufschlag versehen weiterverkauft wurden. Zu den Käufern gehörten auch die Mitglieder des Mingotti'schen Ensembles. So teilte Marianne Pirker ihrem Mann mit, dass ihr Kollege, der Tenor Christoph Hager, einen Affen wünsche: „NB: der haager bit dich um alles in der welt um ei[nen] affen, ist es möglich so kaufe einen, wann er auch schon klein ist desto lieber ist es ihm, sage una simia.“¹⁶ Diesen Auftrag konnte Franz Pirker allerdings zu seinem Bedauern nicht erfüllen, obwohl er gehofft hatte, in der königlichen Menagerie im Tower of London einen Affen erwerben zu können. Da Hager außerdem begann seinem Nachnamen ein „von“ hinzuzufügen¹⁷ und – zumindest nach Marianne Pirkers Wahrnehmung – anfang „sich zu affect[jieren]“,¹⁸ scheint auch der gewünschte Affe als Statussymbol gedacht gewesen zu sein, mit dem sich der Tenor äußerlich einem adeligen Lebensstil anpassen wollte, um als Teil der elitären Gesellschaftskreise wahrgenommen zu werden. Insbesondere die Sänger als Hauptprotagonisten der italienischen Oper bewegten sich in diesen Kreisen, obwohl sie hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Position nicht dazu gehörten. Zur Hebung des eigenen Sozialprestiges lag eine Imitation des Lebensstils dieser kulturfördernden Eliten nahe, sodass Exoten nicht nur von diesen als Symbole für Wohlstand und Macht genutzt wurden, sondern auch die Sänger zur Selbstdarstellung darauf zurückgriffen.¹⁹

Häufiger als solche Exoten oder Katzen gehörten allerdings Hunde zu den Begleitern der *operisti*, wie aus dem Pirker'schen Briefwechsel hervorgeht. Das Ehepaar war mit dem Kastraten Giuseppe Jozzi befreundet, der sich zeitweilig bei Franz Pirker in London aufhielt. Er reiste in Begleitung seiner Hündin, mit der sich zu Franz Pirkers Erleichterung die Katze Mi nach anfänglichen Schwierigkeiten schließ-

15 Brief 78, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Kopenhagen, 28. November 1748.

16 Brief 20, Marianne Pirker aus Hamburg an Franz Pirker in London, 17. September 1748.

17 Vgl. zu dieser Praxis: *P. Hersche* (s. A 4), S. 48.

18 Brief 49, Marianne Pirker aus Hamburg an Franz Pirker in London, 11. Oktober 1748.

19 Zur Mimikry der höfischen Lebensweise durch Sänger vgl. A. Charton, Der Sänger, in: *P. Hersche/S. Rampe* (s. A 3), S. 299.

lich doch verstand.²⁰ Auch das Mingotti'sche Ensemble bestand auf seiner Reise von Hamburg nach Kopenhagen nicht nur aus Menschen, sondern auch aus einem halben Dutzend Hunde.²¹ Dass die Mitnahme von Hunden auf Reisen eine zusätzliche Last bedeuten konnte, deutet Marianne Pirker in einem Brief aus Kopenhagen an, in welchem sie zudem Auskunft über Hunde in ihrem eigenen Besitz gibt: „ich habe 2. Hunde, einer ein weißer dänischer Windhund, und ein Mufel, welchen letztern ich sehr liebe, aber jedoch werde zurk [sic] laßen, um nicht 2. mit auf der reiß zu schleppen.“²² Fast zeitgleich mit dieser Mitteilung legt ihr Mann ihr nahe, sie solle sich auf jeden Fall „einen schönen dänischen Hund“²³ zulegen, worauf sie antwortet: „ein[en] dänisch[en] Hund habe ich schon, ciò è eine Hündin weg[en] der razza und zwar schnee weiß.“²⁴ In einer finanziell hochgradig prekären Situation besaß die Sängerin also, auch auf Empfehlung ihres Mannes, zwei Hunde, einen männlich konnotierten Jagdhund und einen weiblich konnotierten Schoßhund,²⁵ welchen sie trotz ihrer emotionalen Verbindung bei der Abreise in Kopenhagen zurücklassen wollte. Insbesondere der Windhund scheint für die ohne ihren Mann reisende Sängerin als Begleiter wichtig gewesen zu sein, um ihre Reputation nicht zu gefährden. Aus diesem Grund begleitete sie auch ein Diener, der neben seinen täglichen Aufgaben zudem als Statussymbol fungierte. Die Haltung eines Windhundes demonstrierte ihrem Umfeld in besonders eindrücklicher Weise, dass sie sich einen adeligen Lebensstil (vermeintlich) leisten konnte: Zum einen war der Besitz dieser Jagdhunde lange Zeit dem Adel vorbehalten gewesen und zum anderen war diese Rasse eng mit Friedrich II. verbunden, der bekannterweise eine besonders affektive Beziehung zu seinen Windhunden pflegte.²⁶ Die Sängerin führte einen am Adel orientierten

20 „Den Jozzi freüet es und auch nicht, denn er förchtet, er bekommt dich nimmer zu sehen. Sein Fedelj, der der Mercurius selbst ist, und unser Mi, auf die du niemahl gedenkst, haben endlich Freundschaft, aber die Hündin ist ihr zu insolent und unruhig.“ Brief 103, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Kopenhagen, 4. Februar 1749.

21 „unsere reiße ist biß auf d[en] 6:t[en] auß gesetzt, ich finde aber gar kein Vergnüg[en] zu waßer zu gehen, dann man sagt mir hier wunderliche sach[en] von den meer vor, bey jeziger Zeit, allein es ist unmöglich zu land zu gehen weg[en] derer Spesen, dann sind 5: Fraue[n], 4: Menscher, 11 Männer, und 10 Kerl[en], des pompea[tischen] Kind, und ei[n] habduzent Hund, stelle dir alßo die confiosion vor.“ Brief 67, Marianne Pirker aus Hamburg an Franz Pirker in London, 1. und 5. November 1748.

22 Brief 124, Marianne Pirker aus Kopenhagen an Franz Pirker in London, 1. April 1749.

23 Brief 125, Franz Pirker aus London an Marianne Pirker in Kopenhagen, 4. April 1749.

24 Brief 132, Marianne Pirker aus Kopenhagen an Franz Pirker in London, 18. April 1749.

25 Vgl. K. Kynast, Geschichte der Haustiere, in: R. Borgards (s. A 2), S. 133.

26 Vgl. L. Leibold / D. Sigg, Friedrich II. und Biche, 1752. Königliche Trauer um eine Hündin, in: L. Kugler / A. Steinbrecher / C. Wischermann (Hrsg.), Tiere und Geschichte. Band II: Literarische und historische Quellen einer *Animate History*, Stuttgart 2017, S. 53-58; A. Rutz, Wilde Tiere und herrschaftliche Repräsentation in Brandenburg-Preußen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 305/2 (2017), S. 334-361, und [H. A. O. Reichard], Die Moden der Schoosthiere. I. Der Hund, in: Journal des Luxus und der Moden 4 (1789), S. 278-285.

Lebensstil, der auch den demonstrativen Konsum (*conspicuous consumption*) umfasste. Da der Adel hauptsächlich die italienische Oper finanzierte und sich seine modischen Vorlieben beispielsweise in den von den Sängern selbst zu beschaffenden Bühnenkostümen niederschlugen, verwundert es nicht, dass Opernsänger diesen Lebensstil zu imitieren suchten. Zumindest äußerlich konnte so der eigene Status verbessert werden, da der nach außen demonstrierte, möglichst luxuriöse Lebensstil, sei es bezüglich der Kleidung oder der Tierhaltung, einen Teil des eigenen symbolischen Kapitals²⁷ ausmachte. Auch der zweite Hund in Marianne Pirkers Besitz, ein „Mufel“, womit wahrscheinlich eine Art Mops gemeint ist,²⁸ passt zu dieser Selbstdarstellung und Statusdemonstration, wodurch sie sich in der Kopenhagener Hofgesellschaft zu positionieren versuchte. Der Mops galt als Schoßhund insbesondere adeliger Damen²⁹ und avancierte so auch zum Emblem des freimaurerisch geprägten, besonders in elitären Kreisen geschätzten Mopsordens,³⁰ in den Marianne Pirker am 31. März 1749 in Kopenhagen aufgenommen wurde. Sie berichtet davon ihrem Mann: „Wiße dann Erst[lich] daß ich gestern als den 31:^[en] Marzo bin ein Mops worden, und befinde mich sehr vergnügt in dieße venerable societé eingetretten zu seyn, und ein wenig mehr Erkänntnuß der Wahrheit gelehrt zu haben.“³¹ Dieser Orden war Männern und Frauen gleichermaßen zugänglich und persiflierte freimaurerische Rituale, wozu auch eine Atmosphäre des Geheimnisvollen und eine gewisse Geheimhaltung gehörten. Daher ist bis heute nicht viel über den Mopsorden bekannt und es haben sich nur wenige Quellen erhalten, wie etwa Darstellungen von Angehörigen des Ordens als Figurengruppen aus Porzellan (vgl. Abb. 1).

Die Form der Zusammenkünfte und der Geselligkeit schien jedenfalls in erster Linie Adelige angesprochen zu haben. Auch das von Marianne Pirker beschriebene Treffen setzte sich wohl hauptsächlich aus Mitgliedern der Kopenhagener Hofgesellschaft zusammen, denn als Veranstaltungsort gibt sie Schloss Charlottenborg an. Sie nutzte die Aufnahme in den Mopsorden somit wahrscheinlich dazu, Beziehungen zu den elitären Kreisen zu knüpfen, um auf diese Weise ihr Netzwerk in Kopenhagen zu

27 Zur Verwendung des von Pierre Bourdieu und seinen Co-Autoren entwickelten Begriffs des symbolischen Kapitals in Bezug auf Opernsänger vgl. M. Walter, *Oper. Geschichte einer Institution*, Stuttgart 2016, S. 279-288.

28 Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm Digital, <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=muffel> [08.12.2020].

29 [Reichard] (s. A 26), S. 281 f.

30 Vgl. E. Köllmann, *Der Mopsorden*, in: *Keramos* 50 (1970), S. 71-82; W. Saal (Hrsg.), *Der Mops – ein Kunstwerk*, Trier und Berlin 2008, und R. M. Hanke, *Mops und Maurer. Betrachtungen zur Geschichte der Mopsgesellschaft. Materialien zur Freimaurerei*, Bayreuth 2009.

31 Brief 124, Marianne Pirker aus Kopenhagen an Franz Pirker in London, 1. April 1749.



Abb. 1: Mopsordensgruppe aus Porzellan, um 1760.

Quelle: Landesmuseum Mainz, Inv. Nr. KH 1998/180,
© GDKE_Landesmuseum Mainz (Ursula Rudischer)

erweitern, ihre Reputation zu verbessern und damit insgesamt ihr symbolisches Kapital zu vergrößern.³²

2. Die Familie Mozart

Hunde spielen auch in den Briefen der Familie Mozart eine bemerkenswerte Rolle, allem voran die Foxterrier-Hündin Pimperl,³³ die im Salzburger Haushalt einem fünften Familienmitglied gleich geliebt und behandelt wurde. Im Dezember 1774 wird sie erstmals in einem Brief von Leopold Mozart an seine Frau erwähnt, der sich nach der Hündin erkundigt.³⁴ Danach grüßen diejenigen Familienmitglieder, die sich gerade nicht in Salzburg befinden, regelmäßig auch die Hündin und fragen nach ihrem Befinden. So schreibt etwa Wolfgang Amadé Mozart in einer Briefnachschrift an seine Schwester: „wie befindet sich die Miss bimbés? Ich bitte alles erdenkliches an sie von mir auszurichten“³⁵ oder in einem Brief an seine Mutter: „Addieu. an bimberl 1000 buserln“³⁶ Die Hündin wird aber auch selbst zur Akteurin, da die in Salzburg verbliebenen Familienmitglieder in ihrem Namen Grüße und Gratulationen ausrichten.³⁷ Das Küssen der Hündin gehörte zur kulturellen Praxis im Umgang insbesondere mit Schoßhunden, wodurch zum einen eine stark emotionale Beziehung zum Ausdruck kommt und zum anderen die Hündin vermenschlicht wird, wie sich auch an den von ihr gesendeten Grüßen zeigt. Sowohl die Akzeptanz dieses Familienmitglieds als eigenständige Akteurin als auch ihr selbstverständliches Einnehmen des gesamten Wohnraums zeigt sich zudem in Pimperls Vorgehensweise, um besondere Leckerbissen zu erhalten: „der Pimmperrl ist ganz wohl auf, wenn er auf dem Tisch stehet, so krazt er ganz Subtil mit einer prazen an die Semmerl, daß man ihm eine geben soll und an das Messer, daß man ihm soll abschneiden. und wenn 4, 5, tobackieren auf dem disch liegen, so kraez er an die, wo der spannische toback darinne ist, daß man

32 Vgl. *M. Beier* (s. A 7), S. 142 f.

33 Der Name der Hündin variiert (in verschiedenen Schreibweisen) von Pimperl, bimpes oder bimbel zu foxel oder Miß Pimssess bzw. miss pimpes. Manchmal wird sie auch mit einem männlichen oder sächlichen Pronomen beschrieben.

34 Vgl. Leopold Mozart aus München an Anna Maria Mozart in Salzburg, 16. und 17. Dezember 1774, mit einer Nachschrift von Wolfgang Amadé Mozart (BD 302), in: *Mozart Briefe und Dokumente – Online-Edition*, vorgelegt von *A. Morgenstern*, herausgegeben von der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg; <https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente/> [02.12.2020]. Alle folgenden Briefe der Familie Mozart werden nach dieser Online-Edition zitiert.

35 Leopold Mozart aus Wien an Anna Maria Mozart in Salzburg, 21. August 1773 (BD 291).

36 Wolfgang Amadé Mozart aus München an Anna Maria Mozart in Salzburg, 14. Januar 1775 (BD 311).

37 Vgl. Leopold Mozart aus Salzburg an Wolfgang Amadé Mozart in München, 28. September 1777 (BD 337): „die frl. Mizerl, Sallerl, Pimmperrl, tresel, Gil: Catherl &c: alles empfiehlt sich“ und Leopold Mozart aus Salzburg an Anna Maria Mozart in Augsburg, 23. Oktober 1777 (BD 354): „die Tresel und der Pimperl lassen dir auch gratu[lier]en“.

einen nehmen, und dann ihm soll die finger ablecken lassen.“³⁸ Der auf dem Tisch stehenden und fordernden Hündin wurden ihre Wünsche offenbar gerne erfüllt.

Während sich Wolfgang Amadé Mozart zusammen mit seiner Mutter auf der Bewerbungsreise nach München, Mannheim und Paris befand, die sich vom Herbst 1777 bis in den Januar 1779 erstreckte, wurden die Bemerkungen zur Hündin von den in Salzburg verbliebenen Familienmitgliedern Leopold und Maria Anna Mozart häufiger. Gemeinsam mit den Menschen trauerte sie nach der Abreise um die nun fehlenden Bezugspersonen, wie Leopold Mozart schreibt: „Die Nannerl weinte ganz erstaunlich und ich muste mir alle Mühe geben sie zu trösten. Sie klagte Kopfwehe, und grausen im Magen, endlich kam ihr ein Erbrechen und sie spieb dapfer, band ihr den kopf ein, legte sich ins beth und ließ die fenster Läden zu machen, der betrübte Pimpes lag zu ihr. Ich gieng in mein Zimmer, bath mein Morgengebeth, legte mich um halbe 9 uhr aufs beth, laß in einem Buch, beruhigte mich und schlummerte ein. der Hund kam, ich war wache, er zeigte mir, daß ich mit ihm gehen sollte, aus diesem verstund ich, daß es nicht weit von 12 uhr seÿn muste und er hinab wollte. Ich stand auf, nahm meinen Belz, fand die Nannerl in tiefem schlaf, und sahe auf der uhr, daß es halbe 1 uhr war. da ich mit dem Hund zurück kam, weckte ich die Nannerl, und dann ließ ich das Essen bringen.“³⁹

Hundehaltung hatte sich im 18. Jahrhundert zu einem wichtigen Aspekt in der bürgerlichen Kultur entwickelt und die Mozarts entsprachen im Umgang mit ihrer Hündin ganz dieser bürgerlichen Lebensweise. In dieser erfüllten Hunde sowohl eine partnerschaftliche als auch eine repräsentative Funktion. Letztere kam insbesondere beim Spaziergang in der Öffentlichkeit zur Geltung, der zu einer wichtigen Kulturpraxis des städtischen Bürgertums in Zusammenhang mit der Freizeitkultur geworden war. Hier waren Hunde gleichzeitig Medien zur Selbstdarstellung, Statussymbole sowie Teil des *self-fashioning* und partnerschaftliche Gefährten.⁴⁰ Auch in der Praxis des täglichen Spaziergangs präsentierten sich die Mozarts in der Salzburger Öffentlichkeit als bürgerliche Familie.⁴¹ Insbesondere in Briefen Leopold Mozarts und in den Tagebuchblättern seiner Tochter⁴² werden die gemeinsamen Spazier-

38 Leopold Mozart aus Salzburg an Anna Maria und Wolfgang Amadé Mozart in Paris, 12. April 1778 (BD 446).

39 Leopold Mozart aus Salzburg an Anna Maria und Wolfgang Amadé Mozart in München, 25. September 1777 (BD 331).

40 Vgl. A. Steinbrecher, Hunde als Gefährtentiere und Wohngenossen des Bürgertums im 18. Jahrhundert, in: S. Förstler / C. Keim / A. S. Schönhagen (s. A 14), S. 183-197, und dies. (s. A 3), S. 13-24.

41 Dass Leopold Mozart das Bürgerrecht in seiner Geburtsstadt Augsburg besaß und nicht in der Stadt Salzburg, spielt hierfür keine Rolle.

42 G. Geffray (Hrsg.) unter Mitarbeit von R. Angermüller, Marie Anne Mozart. „meine tag ordnungen“. Nannerl Mozarts Tagebuchblätter 1775-1783 mit Eintragungen ihres Bruders Wolfgang und ihres Vaters Leopold, Bad Honnef 1998.



Abb. 2: Rekonstruierte Böhlscheibe.

Rekonstruiert von Ingrid Ramsauer, 1995, nach der zitierten Stelle aus einem Brief Leopold Mozarts an seinen Sohn, Salzburg, 15. Dezember 1777 (BD 391);

Quelle: *Internationale Stiftung Mozarteum*, F 3160.

gänge mit der Hündin regelmäßig erwähnt. Zudem fand Pimperl Eingang in das von der gesamten Familie in der Freizeit an Sonn- und Feiertagen ausgeübte Böhlschießen, bei dem mit Windbüchsen auf Holz- oder Papierscheiben geschossen wurde. In Salzburg war dieses Vergnügen in Schützengesellschaften organisiert, dem hauptsächlich das Bürgertum, aber auch der niedere Adel angehörten. Getroffen wurde

sich meist im Haus eines Kompaniemitglieds (dem sogenannten Bestgeber), in dem nicht nur das Wettschießen stattfand, sondern meist auch gemeinsam gegessen und Karten gespielt wurde, sodass das Böldzelschießen zu einem bedeutenden sozialen Ereignis in Salzburg avancierte. In der Kompanie der Mozarts war es üblich, dass der jeweilige Bestgeber die Böldzelscheiben gestaltete.⁴³ Auf einer dieser Scheiben ließ Leopold Mozart seine Tochter und Pimperl abbilden (vgl. Abb. 2): „es war auf der Scheibe die Nannerl beÿm Clavier, wie sie sitzt und spielt, der Pimpperl sitzt vor ihr auf dem Clavier und wartet auf, alles recht schön gemahlt, natürlich, so gar die Kleidung der Nannerl genau getroffen, und auch der Pimpperl. keine Verse waren darbeÿ, ich werde aber itzt hinnach etwas darauf schreiben.“⁴⁴ Auch in diesem Kontext wurde die Hündin also zur bürgerlichen Selbstrepräsentation genutzt.

Dass die Hündin nicht nur ein Statussymbol war, sondern auch ein Beziehungspartner, zeigt sich besonders eindrücklich bei ihrem Tod. Leopold Mozart lebte zu diesem Zeitpunkt alleine in der Salzburger Wohnung, da sein Sohn inzwischen nach Wien⁴⁵ und seine Tochter nach St. Gilgen gezogen waren. Hierdurch wurde seine Einsamkeit nach dem Tod des *companion animal* noch weiter verstärkt. Er schrieb in dieser Situation an seine Tochter: „Ich bin zwar itzt, ganz alleine, zwischen 8 Zimmern in einer wahren Todesstille. Beÿ Tage thut mirs zwar nichts; aber Nachts, da dieses schreibe, ists zimlich traurig. wenn ich nur wenigst den Hund noch schnarchen und bellen hörte. das thut aber alles nichts, da ich nur weis, daß ihr mit einander vergnügt lebt, – dann bin auch ich vergnügt.“⁴⁶ Auch zu manchen Unterhaltungen wollte Leopold Mozart nicht mehr gehen, weil die Hündin ihn nicht mehr begleitete: „Weder die Schattenspiel noch Marionettenspiel habe gesehen: niemand wollte es loben. Ich würde auch nur wegen dem Pimperl hingegangen seÿn.“⁴⁷ In diesem Kontext fragt Leopold Mozart seine Tochter auch, ob ihr „die Hundsseele des Pimpes

43 Vgl. G. G. Bauer, Böldzelschießen – das „Dartfieber“ der Mozartzeit. Salzburg 1770–1795, in: ders. (Hrsg.), Automatenspiele, Salzburg u. a. 1999, S. 159–201.

44 Leopold Mozart in Salzburg an Wolfgang Amadé Mozart in Mannheim, 15. Dezember 1777 (BD 391).

45 Wolfgang Amadé Mozart besaß auch in Wien einen Hund. Wie genau die Beziehung des Komponisten zu diesem Hund mit dem Namen Gauckerl aussah, ist allerdings nicht überliefert. Aufgrund seines an den kulturfördernden Wiener Eliten orientierten Lebensstils steht zu vermuten, dass Gauckerl in Wien eine ähnlich repräsentative Rolle spielte wie sie Pimperl in Salzburg gespielt hatte. Auch eine ähnlich affektive Beziehung liegt nahe. Das von Mozart verfasste Gedicht „Der kunstreiche Hund“ bezieht sich möglicherweise auf Gauckerl; vgl. Wolfgang Amadé Mozart aus Prag an Gottfried von Jacquin in Wien, 15. Januar 1787 (BD 1022) und Wolfgang Amadé Mozart, Der kunstreiche Hund. Ein Gedicht, Datum unbekannt (BD 1200).

46 Leopold Mozart aus Salzburg an Johann Baptist und Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg in St. Gilgen, 3. September 1784 (BD 805).

47 Leopold Mozart aus Salzburg an Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg in St. Gilgen, 23. und 24. März 1786 (BD 943).

nicht erschienen⁴⁸ sei, und positioniert sich damit auch hinsichtlich der zeitgenössischen Diskussion zur Tierseele.⁴⁹

Leopold Mozart nahm aber nicht nur solche Diskussionen wahr und interessierte sich insbesondere für Naturwissenschaften, er war überhaupt „ein veritabler Vertreter jener ‚aufgeklärten Zeiten‘, die er selbst als wesentliches Kennzeichen seiner Lebenswelt⁵⁰ verstand. Sein aufklärerisches Denken, in dem er Glaube und Vernunft miteinander verknüpfte, gab er als Erzieher an seine Kinder weiter. In Verbindung mit seinem bürgerlichen Lebensstil war es ihm daher wichtig, seinen Kindern einen möglichst großen Wissenserwerb zu ermöglichen, was sich etwa auf den Reisen im Besuch von Garten- und Parkanlagen,⁵¹ Tiergärten und ähnlichen Einrichtungen sowie der Teilnahme an kulturellen Besonderheiten niederschlug. Während des Aufenthalts in London im Rahmen der großen Westeuropareise von 1763 bis 1766 notierte sich Maria Anna Mozart bezüglich der von ihr dort besichtigten Tiere: „[In] London habe ich gesehen den park und ein jungen Elephanten, einen esel, der hat weis und cafebraune striche und so gleich, das man es nicht beser mahlen könnte. [...] den königlichen Garden, kiw und Fulhambridge; das wasserwerk und ein kamel; [...] british mauseum, in welchen ich gesehen habe biblideck, antiquadik, von allen sorten vögel, fisch, ungezifer und früchten; ein besonderer Vogel genannt basson, eine Klapperschlang, [...] Zu Canterbury [...] Das Pfortrennen.“⁵² Leopold Mozart hatte damit dafür gesorgt, dass seine Kinder auf den Reisen vieles kennenlernten und so auch exotische Tiere aus eigener Anschauung kannten. Ihm selbst fielen besonders die englischen Pferde sowie der Umgang mit ihnen auf. Neben seinen Beobachtungen zur Behandlung der Pferde in England, bemerkte er vor allem ihre Schönheit: „Aber die Pferde! die schönen Pferde! wenn ich hundert englische Pferde zu Calais stehen hätte, die meine wären; so hätte ich schon genug.“⁵³ Zudem durfte auch ein Besuch eines Pferderennens, das zum englischen *national sport* aufgestiegen war, nicht fehlen, bei dem als gesellschaftlichem Ereignis die Selbstdarstellung einen wichtigen Teil ausmachte und Kontakte geknüpft werden konnten. Pferde waren aber nicht nur in England neben ihrer Funktion als Transportmittel besondere Statussymbole und

48 Leopold Mozart aus Salzburg an Maria Anna von Berchtold zu Sonnenburg in St. Gilgen, 30. August 1784 (BD 803).

49 Vgl. H. W. Inghensiep, Der Mensch im Spiegel der Tier- und Pflanzenseele. Zur Anthropomorphologie der Naturwahrnehmung im 18. Jahrhundert, in: H.-J. Schings (Hrsg.), Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert, Stuttgart u. a. 1994, S. 54-79.

50 M. Schmidt, Musiker – Erzieher – uomo politico. Leopold Mozart und die Botschaften der Aufklärung, in: L. Lütteken / H.-J. Hinrichsen (Hrsg.), Mozarts Lebenswelten, Kassel 2008, S. 12.

51 Vgl. W. Salmen, Die Spazier- und Gartenlust der Familie Mozart, in: Musik in Baden-Württemberg 13 (2006), S. 9-19.

52 G. Geffray (s. A 42), S. XV f.

53 Leopold Mozart aus London an Lorenz Hagenauer in Salzburg, 28. Mai 1764 (BD 88).

so besaß die Familie Mozart in Salzburg zumindest zeitweise ein eigenes Pferd sowie eine Kutsche.⁵⁴ Wolfgang Amadé Mozart, der sehr gerne ritt, hatte sich in Wien ebenfalls ein Pferd gekauft.⁵⁵

Der Stall für das Pferd der Mozarts gehörte zwar zur Wohnung, Pferde teilten aber nicht den beheizten Wohnraum mit den Menschen, wie es den Heimtieren erlaubt war. Neben den Hunden fanden sich vor allem Vögel in den stadtbürgerlichen Wohnzimmern des 18. Jahrhunderts⁵⁶, und auch hier bildete die Familie Mozart keine Ausnahme. Nicht nur die Hündin Pimperl, auch die Volierenbewohner wurden entsprechend in den Briefen bedacht und begrüßt: „den bimperl küsse ich auf sein zingerl, er würd mich schon vergessen haben. [...] die Vögerl las ich auch griessen“.⁵⁷ Bei diesen handelte es sich um einen Kanarienvogel, Meisen und ein Rotkehlchen.⁵⁸ Der Komponist Wolfgang Amadé Mozart war also in einem Haushalt mit verschiedenen Singvögeln aufgewachsen, deren Käfig als Wohnaccessoire nicht nur der bürgerlichen Selbstrepräsentation diente, sondern die den Wohnraum auch als Klangraum gestalteten. Klangzitate und Imitationen des Vogelgesangs finden sich in der Musikgeschichte reichlich und sind etwa in der Oper zum Topos geworden.⁵⁹ Menschen hörten aber nicht nur den singbegabten Vögeln zu, sondern brachten ihnen auch neue Melodien bei. Zum Umgang der Mozarts in Salzburg mit ihren Vögeln finden sich, abgesehen von einer offenbar emotionalen Beziehung, allerdings keine Angaben. Auch in Wien wollte Wolfgang Amadé Mozart einen solchen musikalischen Gefährten wohl nicht missen, denn er kaufte sich dort einen Star, wie er in seinem Ausgabenbuch notierte. Neben der für den Vogel bezahlten Summe vermerkte er eine Notenzeile mit dem leicht veränderten Anfang des 3. Satzes aus seinem Klavierkonzert KV 453, den der Star offenbar singen konnte, und kommentierte dies mit den Worten „das war schön“.⁶⁰ Als der Vogel starb, widmete der Komponist ihm ein scherzhaftes Gedicht,⁶¹ das seiner humorvollen Art zum Trotz nicht über die Trauer über den Verlust des gefiederten *companion animal* hinwegtäuschen kann.

54 Vgl. Leopold Mozart aus Mailand an Anna Maria Mozart in Salzburg, 26. Januar 1770 (BD 157).

55 Vgl. Wolfgang Amadé Mozart aus Wien an Constanze Mozart in Baden bei Wien, 7. und 8. Oktober 1791 (BD 1193).

56 Vgl. J. Breittruck, Vögel als Haustiere im Paris des 18. Jahrhunderts. Theoretische, methodische und empirische Überlegungen, in: J. Buchner-Fuhs/L. Rose (Hrsg.), Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren, Wiesbaden 2012, S. 131-146.

57 Anna Maria und Wolfgang Amadé Mozart aus München an Leopold Mozart in Salzburg, 29. September 1777 (BD 339).

58 Vgl. Maria Anna Mozart aus München an Anna Maria Mozart in Salzburg, zwischen 24. Januar und 8. Februar 1775 (BD 314).

59 Vgl. M. Ullrich, Tiere und Musik, in: R. Borgards (s. A 2), S. 216 f.

60 J. A. André, W. A. Mozart's thematischer Catalog, so wie er solchen vom 9. Febr. 1784 bis zum 15. Nov. 1791 eigenhändig geschrieben hat nebst einem erl. Vorbericht, Offenbach am Main 1828, S. 4.

61 Wolfgang Amadé Mozart, Gedicht auf seinen toten Star, Wien, 4. Juni 1787 (BD 1056).

3. Fazit

In den beiden untersuchten Musiker-Korrespondenzen treten Tiere hauptsächlich in zwei unterschiedlichen Funktionszusammenhängen auf: Zum einen als Gefährten, zu denen eine teilweise stark emotionale Beziehung aufgebaut wird, zum anderen als Statussymbole, die zur Selbstrepräsentation genutzt werden. Die erstgenannte Funktion erfüllen in den ausgewerteten Beispielen vor allem eine Katze, Hunde und Vögel; als Statussymbole dienen besonders exotische Tiere, Hunde und Pferde. Die Protagonisten beider Korrespondenzen sind sehr mobil und so kommt den Gefährtentieren oftmals die Rolle eines Beziehungspartners zu, der über die zeitweise Trennung von Familienmitgliedern hinwegtröstet. Diese Mobilität schadete gleichzeitig dem Sozialprestige der hier in den Blick genommenen Berufsmusiker, weshalb die Tierhaltung als ein Mittel zur Anpassung an kulturelle Praktiken der adeligen und bürgerlichen Eliten genutzt wurde, um sich als Teil dieser Gesellschaft darzustellen und entsprechendes symbolisches Kapital zu erwerben. Das Beispiel der Pirker-Korrespondenz aus dem Opernbetrieb in der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt hierbei vornehmlich eine Orientierung an adeligen Lebensweisen, die sich im Sinne der *conspicuous consumption* in dem Wunsch nach einem Affen und der Haltung von entsprechenden Rassehunden niederschlägt, auch wenn dies die eigenen finanziellen Mittel übersteigen sollte. Die Briefe der Mozartfamilie aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts belegen ähnliche Repräsentationsstrategien, allerdings an der stadtbürgerlichen Kultur ausgerichtet. Neben der Übernahme bürgerlicher Kulturtechniken der Heimtierhaltung in Bezug auf Hunde und Vögel, zeigt die Besichtigung vornehmlich exotischer Tiere als Anschauungsobjekte auf Reisen, dass für einen aufklärerisch denkenden Menschen wie Leopold Mozart auch der Wissenserwerb der eigenen Repräsentation diene. Die meisten der in den beiden Korrespondenzen genannten Tiere werden aber nicht als Objekte, sondern als Subjekte behandelt.⁶² Dies gilt in besonderem Maß für diejenigen Tiere, die als *companion animals* einen Teil der Lebenswege der Musiker begleiteten. Inwieweit sich diese Ergebnisse für die Berufsgruppe der Musiker allerdings verallgemeinern lassen, müssen weitere Forschungen zeigen, wobei speziell für den urbanen Raum die Gruppe der bei den Städten angestellten Musiker von großem Interesse wäre.

62 Nicht erwähnt wurden alle Äußerung, in denen Tiere metaphorisch gemeint sind. In diesen sind sie meist negativ konnotiert und werden häufig als Schimpfworte genutzt.

Tiere und Pflanzen in städtischen Periodika des 18. Jahrhunderts

Beispiele aus Deutschland, Großbritannien und den Niederlanden

1. Einleitung – Tiere, Pflanzen und die Medien

Bei der Durchsicht beliebig gewählter aktueller Tageszeitungen aus Göttingen und Berlin erscheinen Tiere und Pflanzen als eines von vielen Themen. Tiere gelten als Hindernis beim Windradbau, werden bei Verletzungen gepflegt – wie es mit einem Schwan auf einem Golfplatz geschah – oder stellen wie ein Seepferdchen in der Nordsee eine interessante Rarität dar. Pflanzen erhalten als Nahrungsmittel Nachrichtenswert, wenn die Apfelernte beginnt, und sind z. B. als Lavendelfelder ästhetisch ansprechend und als Arznei nützlich.¹ Im Alltag der meisten Menschen sind größere nichtmenschliche Lebewesen zwar präsent, in Mitteleuropa wahrscheinlich aber häufig als Hintergrundrauschen vor den täglichen Aufgaben und Herausforderungen.

In Zeiten meist kleinerer Städte und einer engeren Verflechtung zwischen bebauten Flächen und dem ländlichen Umland und damit vor dem Beginn der Hochindustrialisierung war dies möglicherweise anders. Neuere Studien, die sich mit dem Verhältnis zwischen Tieren, Pflanzen und Menschen beschäftigen, untersuchen, inwiefern Tiere und Pflanzen sozial und kulturell Einfluss auf Menschen nahmen und damit eine eigene Wirkungsmacht besaßen und welche kulturellen Zuschreibungen und Praktiken mit ihnen verknüpft wurden.² Um die Wirksamkeit von Tieren und Pflanzen als eigenständige Akteure, zusätzlich aber ihre alltägliche Bedeutung für die breite städtische Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts zu rekonstruieren und zu begründen, werden im Folgenden beispielhaft unterschiedliche Periodika der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts untersucht. Die Analyse dieser Druckschriften zeigt mögliche Zugänge zu einzelnen Themenfeldern der städtischen Wirtschafts-, Sozial-

1 Göttinger Tageblatt 206 vom 03.09.2020, S. 1, 15, 22, 28; Berliner Zeitung 205 vom 03.09.2020, S. 12.

2 Vgl. Editorial sowie S. Bellanger/K. Hürlimann/A. Steinbrecher, Tiere – eine andere Geschichte?, in: *traverse* 3 (2008), S. 9; zu zugeschriebener, aktiver und gemeinsamer Mensch-Tier *agency* vgl. P. Howell, Animals, Agency, and History, in: H. Kean/P. Howell (Hrsg.), *The Routledge Companion to Animal-Human History*, London/New York 2019, S. 202-208; S. Ruppel, Botanophilie. Mensch und Pflanze in der aufklärerisch-bürgerlichen Gesellschaft um 1800, Köln 2019, S. 19-20.

und Alltagsgeschichte auf, will aber speziell den Nutzen der herangezogenen Texte für umweltgeschichtliche Fragestellungen nachweisen.

Aufgrund der großen Anzahl an überlieferten Periodika aus dem 18. Jahrhundert musste in zweifacher Hinsicht eine Auswahl getroffen werden. Einerseits wurden Presseerzeugnisse verschiedener Gattungen ausgewählt, die Einblicke in die Sichtweise auf Tiere und Pflanzen in unterschiedlichen norddeutschen Städten ermöglichten, zu denen eine Universitätsstadt (Göttingen), eine große Residenzstadt (Berlin), eine bedeutende Hafen- und Handelsstadt (Hamburg) sowie eine kleinere Reichsstadt (Dortmund) und die Hauptstadt eines geistlichen Territoriums (Osnabrück) gehören.³ Als europäisches Korrektiv wurden eine niederländische und eine englische Zeitung aus Leiden bzw. London ergänzt. Andererseits wurde jeweils nur ein Jahrgang des jeweiligen Periodikums durchgesehen, wobei einzelne Jahre zwischen 1764 und 1796 gewählt wurden. Trotz dieser Einschränkungen konnte eine Vielzahl von Angaben gewonnen werden, die Repräsentativität beanspruchen kann.

2. Städtische Medienkultur im 18. Jahrhundert

Im 18. Jahrhundert wurde die Medienwelt eindeutig von der Presse dominiert, deren wichtigste Gattungen Zeitungen und Zeitschriften darstellten. Zeitungen berichteten mit Rücksicht auf die territoriale Zensur kaum über Geschehnisse an ihrem Erscheinungsort und konzentrierten sich auf politische, militärische und gesellschaftliche Nachrichten. Zeitschriften behandelten dagegen in der Regel Spezialthemen und bezogen sich auf einen eingeschränkten Leserkreis.⁴ So gehörten zu den 160 Abonnenten des *Magazins von und für Dortmund* 1796 vorwiegend Mitglieder der Bildungselite wie Geistliche, Kaufleute, Ärzte, Juristen und Vertreter der Obrigkeit und nur einzelne Handwerker und Frauen.⁵ Ab den 1720er Jahren entstanden ergänzend sog. Intelligenzblätter als Anzeigenblätter für ein breites Publikum. Beispielsweise für Braunschweig lässt sich um 1800 trotz einer mit 500 Exemplaren bei 27.500 Einwohnern relativ niedrigen Auflage der *Braunschweigischen Anzeigen* ihre weite Verbreitung bis hin zu Dienstboten und kleinen Handwerkern nachweisen.⁶ Inhaltlich traten diese Periodika wesentlich bunter als die anderen Zeitungen auf, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts nur langsam Elemente der Anzeigenblätter übernahmen. Letztere druckten u. a. obrigkeitliche Verordnungen, Gerichtssachen, An-

3 H. Schilling, *Die Stadt in der Frühen Neuzeit*, München 2010, S. 21.

4 A. Würzler, *Medien in der Frühen Neuzeit*, München 2013, S. 44, 50 f.

5 *Magazin von und für Dortmund* (MDo) 1 (1796), Verzeichniß der Subscribenten.

6 P. Albrecht, *Inserate als Mittel zur Verteidigung der Ehre – oder wer las um 1800 eigentlich die Intelligenzblätter?*, in: P. Albrecht/H. Böning (Hrsg.), *Historische Presse und ihre Leser. Studien zu Zeitungen und Zeitschriften, Intelligenzblättern und Kalendern in Nordwestdeutschland*, Bremen 2005, S. 225.

zeigen über Kauf- und Verkaufsgesuche, Tabellen zu Preisen und demographischen Daten, Werbung, Stellengesuche und -angebote sowie die aktuellen Lottozahlen. Daneben beinhalteten sie zunehmend Themen der praktischen Aufklärung und gaben landwirtschaftliche und medizinische Ratschläge.⁷ Sowohl im Fall von Zeitungen als auch von Intelligenzblättern wurde der Quellenwert der vermischten Nachrichten und Anzeigen zeitweise vernachlässigt, obwohl die Presse teilweise „privilegiertes Material“ bietet, das anderswo kaum auffindbar ist.⁸ Periodika des 18. Jahrhunderts sind traditionell über Bibliotheken und Archive meist als Mikroformate zugänglich, werden aber zunehmend digital erschlossen und teilweise online zugänglich gemacht. Für in Deutschland und Österreich vorhandene Presseerzeugnisse stellt die „Zeitschriften Datenbank“ die zentrale Rechercheplattform dar.⁹ Für Großbritannien ist sogar eine Datenbank mit Volltextsuche vorhanden, die allerdings zu weiten Teilen kostenpflichtig ist.¹⁰ Für die Niederlande dagegen stellt eine zentrale Plattform historische Zeitungen kostenfrei zur Verfügung und weitere Periodika sind z. B. über lokal orientierte Internetseiten zugänglich.¹¹

3. Von Krähen, Hunden und Kastanien – Tiere und Pflanzen in städtischen Periodika

Die Erwähnungen von Pflanzen und Tieren in der Presse des 18. Jahrhunderts lassen sich grob in zwei größere Bereiche und einen dritten, kleinen Aspekt einteilen. Die größte Anzahl der gefundenen Textstellen bezieht sich auf den Nutzen von Tieren und Pflanzen für den Menschen. Darunter fallen ihre Verwendung als Nahrungs- und Transportmittel, als Begleiter bei Geselligkeit und sozialer Interaktion und als Forschungs- und Untersuchungsobjekt mit dem Ziel eines im aufklärerischen Sinne verbesserten Weltverständnisses. Dazu kam die Bezugnahme auf nichtmenschliche Lebewesen als Symbol sowie als Element der städtischen und bürgerlichen Ästhetik.¹² Ein zweiter großer Themenkomplex bezieht sich auf Tiere und Pflanzen als Gefahr

7 A. Würzler (s. A 4), S. 53 f. sowie detaillierter: A. Blome, Wissensorganisation im Alltag – Entstehung und Leistungen der deutschsprachigen Regional- und Lokalpresse im 18. Jahrhundert, in: A. Blome/H. Böning (Hrsg.), *Presse und Geschichte. Leistungen und Perspektiven der historischen Presseforschung*, Bremen 2008, S. 186-189.

8 P. Schmidt, *Pressegeschichte jenseits der Haupt- und Staatsaktionen – ein Versuch*, in: B. Klesmann/P. Schmidt/C. Vogel (Hrsg.), *Jenseits der Haupt- und Staatsaktionen. Neue Perspektiven auf historische Periodika*, Bremen 2017, S. 24.

9 <https://zdb-katalog.de/index.xhtmlml> [05.01.2021].

10 <https://www.britishnewspaperarchive.co.uk/> [05.01.2021].

11 <https://www.delpher.nl/nl/kranten> und <https://leiden.courant.nu/> [05.01.2021].

12 C. Jöchner, *Raumplanung in territorialen Diensten. Frühneuzeitliche Garten- und Stadtbaukunst*, in: F. Büttner et al. (Hrsg.), *Barock und Rokoko*, München 2008, S. 397-401.

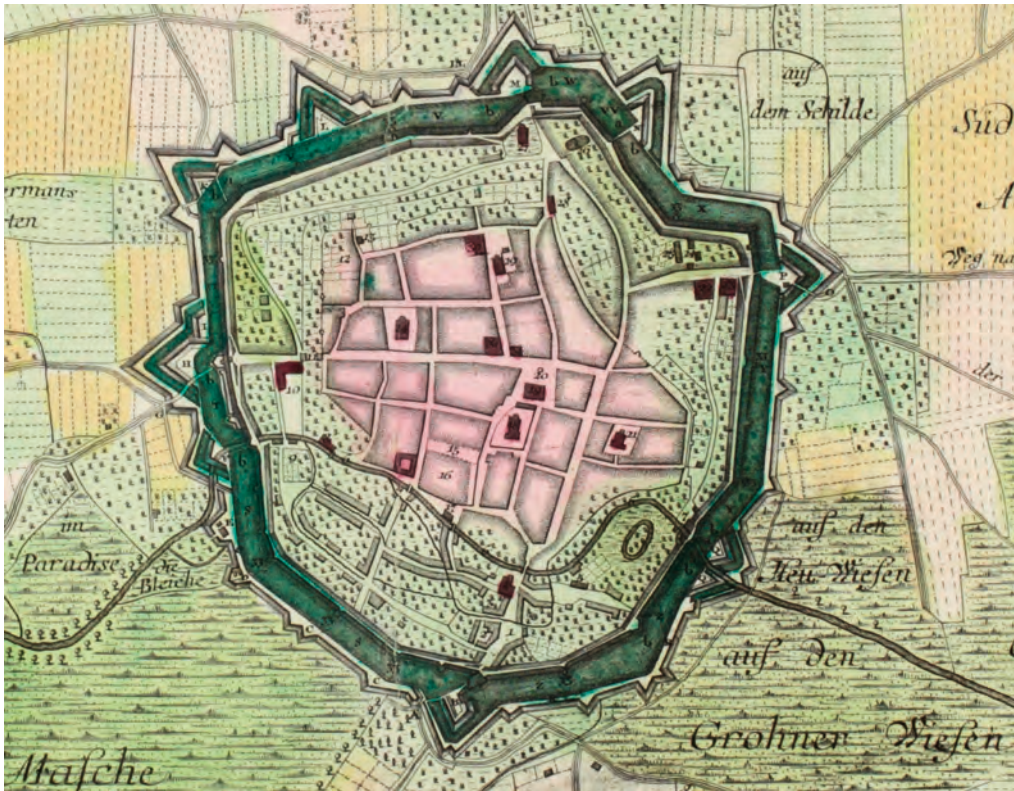


Abb. 1: Matthäus Seutter: Festung und Universitätsstadt Göttingen.

Blick von Westen um 1730 (Ausschnitt); Quelle: Niedersächsisches Landesarchiv Hannover, Kartensammlung, Nr. 250 K/325 pm.

für die menschliche Gesundheit, als Nahrungskonkurrent oder als Störelement in den alltäglichen Abläufen. Nur selten wird ein dritter Aspekt sichtbar, der moderne Diskussionen um Naturschutz, besonders den Schutz von Tieren vor Misshandlungen um ihrer selbst willen, vorwegnimmt.

3.1. Zur Nützlichkeit von Tieren und Pflanzen

Schaut man von oben auf eine mitteleuropäische Stadt des 18. Jahrhunderts, zeigt sich häufig ihre deutliche Abgrenzung von der Umgebung durch Befestigungsanlagen, gleichzeitig aber auch die große Anzahl von unbebauten Flächen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Mauern (Abb. 1).

Anhand einer solchen topographischen Karte lassen sich die in zeitgenössischen Periodika ermittelten Textstellen zum Nutzen von Tieren und Pflanzen schrittweise

verorten. An erster Stelle stehen weitläufige Grünflächen, die als Felder, Wiesen und Gärten gekennzeichnet sind.¹³ In der städtischen Presse erschienen vielfach Verkaufs- und Versteigerungsannoncen für derartige Flächen, wobei bei Äckern und Wiesen die landwirtschaftliche Nutzung der jeweiligen Pflanzen eindeutiger ist als bei Gärten, die auch dem Vergnügen dienten und z. B. in Leiden direkt als „Plaisier-Tuyn“ [Lustgarten] angeboten wurden.¹⁴ Mit Gärten sind mehrere weitere Textbeispiele verknüpfbar. Das Angebot eines nördlich der Stadt Göttingen gelegenen Baum- und Küchengartens verweist bereits allgemein auf die Nutzung dieser Fläche für den Obst- und Gemüseanbau, während in der Stadt ein Kaufmann an der Groner Straße gepfropfte Apfel- und Birnbaumstämme „denen Liebhabern [...] im Garten hinter seinem Hause vorzeigen“ wollte.¹⁵

Noch detaillierter zeigt ein Katalog von Sämereien, die im Zusammenhang mit Bemühungen der Celler Landwirtschaftsgesellschaft um hohe Sortenqualität in Göttingen angeboten wurden, die Vielfalt der bekannten und zugänglichen Gartengewächse.¹⁶ Das Verzeichnis enthielt z. B. Lauch, Sellerie, Spinat, drei Sorten Blumenkohl, Wirsing, Pastinaken, verschiedene Sorten Salat, Gurken, Bohnen und Erbsen.¹⁷ In Leiden bot ein Gärtner aus dem etwa 10 Kilometer entfernten Noordwijk außerdem Spargel und Erdbeerpflanzen an.¹⁸ In Berlin stand 1764 ein Haus zum Verkauf, zu dem neben einem schönen Garten ein „Glaß-Haus“ gehörte,¹⁹ woraus sich auf den Anbau empfindlicher Pflanzen schließen lässt.²⁰ Gartenbesitzer sollten sich dabei

13 Zur urbanen Landwirtschaft vgl. *N. Petersen*, Städtisches Gartenland zwischen Stadt und Land (14.-16. Jahrhundert), in: *S. Sonderegger/H. Wittmann* (Hrsg.), Reichsstadt und Landwirtschaft, Petersberg 2020, S. 165-183.

14 Göttingische Anzeigen von Gemeinnützigen Sachen (GöA) 78 vom 06.10.1770, S. 617-619; Leydse Courant (LeyC) 28 vom 05.03.1764, S. 1; The Times 97 vom 19.04.1785, S. 4. Vgl. zu Leiden: *C. Smit*, Leiden met een luchtje. Straten, water, groen en afval in een Hollandse stad, 1200-2000, Leiden 2001.

15 GöA 10 vom 03.02.1770, S. 74 und 30 vom 14.04.1770, S. 236. Vgl. zu Göttingen: *E. Böhme/R. Vierhaus*, Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Bd. 2. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen, Göttingen 2002.

16 Vgl. *L. Deike/I. Deike/C.-H. Hauptmeyer*, Die Entstehung der Celler Landwirtschaftsgesellschaft. Ökonomische Sozietäten und die Anfänge der modernen Agrarreformen im 18. Jahrhundert, Hannover 1994. Zu Ansätzen einer Erforschung gesamteuropäischer Konsumtrends vgl. *S. Lachenicht*, Das Anzeigenwesen als Quelle für eine Konsumgeschichte des 18. Jahrhunderts, in: *B. Klesmann/P. Schmidt/C. Vogel* (Hrsg.), Jenseits der Haupt- und Staatsaktionen. Neue Perspektiven auf historische Periodika, Bremen 2017, S. 117-124.

17 GöA 6 vom 20.01.1770, S. 42-46. Der Göttinger Physiker und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg zeigte sich ebenfalls zufrieden mit dem örtlichen botanischen Garten: „man verkaufte den Samen sehr wohlfeil, und konnte um ein Geringes die Ananas ziehen lernen“; *F.H. Mautner* (Hrsg.), G.C. Lichtenberg. Sudelbücher, Frankfurt a.M. 1983, D 211, S. 140.

18 LeyC 30 vom 09.03.1764, S. 2.

19 Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (BerN) 139 vom 20.11.1764, S. 586. Vgl. zu Berlin im 18. Jahrhundert: *J. Angelow*, Residenz und Bürgerstadt. Das 17. und 18. Jahrhundert, in: *J.H. Schoeps* (Hrsg.), Berlin. Geschichte einer Stadt, Berlin 2001, S. 28-53.

20 Darauf deuten auch Auktionen von Mittelmeergewächsen hin. Im April wurden vor dem Spandauer

nicht nur auf altbekannte Früchte beschränken, sondern auch Neues ausprobieren. In Berlin bot der königliche Obergärtner in Sanssouci u. a. Pfirsich- und Aprikosenstämme an.²¹ Aus Johann Beckmanns ökonomischem Lehrgarten in Göttingen erhielt das Intelligenz-Comtoir „etwas Saamen vom perennirenden Leim und vom sibirischen Buchweizen“, der an Interessierte gratis abgegeben wurde.²²

Mit der Herstellung von tierischen Nahrungsmitteln lassen sich vorwiegend Weiden und Gewässer

verbinden. Preislisten und Werbung informierten dabei über die auf dem Markt vorhandenen Fleisch- und Fischarten sowie über ihre durch die Höhe der Preise ausgedrückte Wertschätzung und die Herstellungskosten (vgl. Abb. 2). An erster Stelle stand Rindfleisch, gefolgt von Schweine- und Hammelfleisch. Kalbfleisch, das häufig aus Notschlachtungen wegen Futtermangel anfiel, war meist am preiswertesten.²³

Das Angebot umfasste neben den wichtigsten Fleischsorten Fische wie Karpfen und norwegische Heringe. Je nach geographischer Lage kamen Hirsch-, Reh- und Wildschweinfleisch bzw. holsteinische Austern hinzu.²⁴ Heute exotisch wirkende Nahrungsmittel wie Stare konnten gefangen und für den Winter in Essig eingelegt werden.²⁵ Mehrfach verweisen die Zeitungen auf die großen Viehmärkte, die

Fleisch-Taxe.			
	rthlr.	gr.	pf.
Rindfleisch das Pfund	-	3	-
Kalbfleisch extra	-	-	-
" ordinair	-	2	2
Schweinefleisch	-	2	6
Hammelfleisch	-	2	4
Schafffleisch	-	2	-
Rothwild z. Braten	-	2	4

Abb. 2: Fleischtaxe in Göttingen.

Quelle: Göttingische Anzeigen von Gemeinnützigen Sachen vom 16.01.1779, S. 12.

Tor „25 Stück grosse Pommeranzen-Bäume, 3 grosse Citronen-Bäume, 8 grosse Lauriers, 4 Myrthen-Bäume, 4 grosse Granat- und 6 grosse Feigen-Bäume“ verkauft; BerN 50 vom 26.04.1764, S. 200.

21 BerN 133 vom 06.01.1764, S. 562.

22 GöA 34 vom 02.05.1770, S. 267; G. Bayerl, Prolegomenon der „Großen Industrie“. Der technisch-ökonomische Blick auf die Natur im 18. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 15 (1994), S. 40.

23 Vgl. P. Albrecht, Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Spiegel der Verwaltungsakten des 18. Jahrhunderts. (1671-1806), Braunschweig 1980, S. 191-194.

24 GöA 1 vom 03.01.1770, S. 4; 6 vom 20.01.1770, S. 48; 9 vom 31.01.1770, S. 68; BerN 26 vom 01.03.1764, S. 104; Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten (HamC) 10 vom 18.01.1764, S. 4. Vgl. zu dieser Zeitung: A. Würgler (s. A 4), S. 51; zu Hamburg: P. Bühner, Die Freien und Reichsstädte des Heiligen Römischen Reiches, Petersberg 2019, S. 38-44.

25 Nützlicher (sic) Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blate (NBOs) 46 vom 17.11.1770, Sp. 363. Vgl. dazu: M. Möhlmann, Justus Möser als Herausgeber der Osnabrückischen Anzeigen 1766-1782. Neue Erkenntnisse zur Reichweite seines Intelligenzblattes, in: V. Arnke/H. Schepers (Hrsg.), „Zu wissen und kundt sey hiemit...“ Neue Erkenntnisse zur Osnabrücker Landes- und Stadtgeschichte aus studentischen Forschungen, Osnabrück 2014, S. 185-205. Vgl. zu Osnabrück im 18. Jahrhundert: C. van den Heuvel, Osnabrück am Ende des Alten Reichs und in hannoverscher Zeit, in: G. Steinwascher

einen Ort intensiver Begegnung zwischen Mensch und Tier darstellten.²⁶ Entsprechend der Bedeutung der Viehhaltung für viele Stadtbewohner – sei es als Viehhalter oder Konsument – erhielten Diskussionen über Verbesserungsmöglichkeiten der Viehzucht und Tierkrankheiten in allen untersuchten Periodika Aufmerksamkeit. In Dortmund schlug Bürgermeister Schäffer in der lokalen Zeitschrift angesichts der als unzureichend empfundenen Erträge der städtischen Weiden vor, die Allmenden zu verpachten und zur Stallfütterung des Viehs überzugehen, und stützte seine Gedanken mit einem Beispiel: Das sog. Westerholz „wird ungefähr dreyhundert hiesige Morgen groß seyn, und sind darauf bisher gegen 400 Stück milchgebendes und güstes [nicht milchgebendes] Rindvieh zur Weide getrieben worden. Sobald nun die Stallfütterung eingeführet wird, werden nun anstatt dieser 400 nur 300 Stück Rindvieh gehalten werden dürfen, und wird dennoch davon mehr Milch und Butter, als bisher, davon zu erhalten seyn“, da „eine Milchgebende Kuh bey reichlichem Stallfutter wenigstens doppelt so viel Milch, als bey der bisherigen sparsamen Nahrung auf den gemeinen Weiden“ gäbe.²⁷

Krankheiten von Rindern, Schafen und Schweinen, besonders die ab den 1740er Jahren verstärkt grassierende Rinderpest,²⁸ wurden ebenfalls vielfach thematisiert, da sie den Nutzen der Tiere verringerten. In Berlin machte die Neumärkische Kriegs- und Domänenkammer einen Wettbewerb um ein Mittel gegen die Schafsräude bekannt und versprach dafür ein „Recompens“ von 500 Talern.²⁹ Schweine konnten z. B. an einer Art Aussatz (sog. Finnen) erkranken, „dieserwegen pflegt man in den meisten Städten besonders hierzu bestellte Finnenkucker zu halten, die unter und neben der Zunge, wo die Finnen wie große Hirsenkörner unter der Haut liegen, solche zu entdecken wissen.“³⁰ Noch viel mehr Raum nahmen Behandlungsvorschläge und obrigkeitliche Verordnungen zu Rinderseuchen ein. Dagegen sollte z. B. helfen, einem erkrankten Tier Zwiebeln umzuhängen,³¹ es ähnlich wie bei menschlichen Pocken

(Hrsg.), *Geschichte der Stadt Osnabrück*, Belm 2006, S. 313-444.

26 In Leiden wurde so auf den Hornvieh- und Pferdemarkt im etwa 30 km entfernten Woerden hingewiesen; LeyC 34 vom 19.03.1764, S. 2. D. Rippmann, *Ochsenhandel*, in: F. Jaeger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 9, Stuttgart/Weimar 2009. Sp. 323-325.

27 MDo 2 [1796], S. 149; vgl. dazu auch: A. Seidl, *Deutsche Agrargeschichte*, Frankfurt a.M. 2006, S. 188-191 sowie zu Dortmund: T. Schilp, *Die Reichsstadt (1250 bis 1850)*, in: G. Luntowski et al. (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Dortmund*, Dortmund 1994, S. 208-210.

28 Vgl. D. Hünninger, *Umweltgeschichte kulturhistorisch: Tierseuchen in den Lebenswelten des 18. Jahrhunderts*, in: M. Jakobowski-Tiessen/J. Sprenger (Hrsg.), *Natur und Gesellschaft. Perspektiven der interdisziplinären Umweltgeschichte*, Göttingen 2014, S. 173-190.

29 BerN 34 vom 20.03.1764, S. 136.

30 GöA 58 vom 28.07.1764, S. 462.

31 HamC 33 vom 28.02.1764, S. 4.

zu inokulieren (zu impfen)³² oder die unterschiedlichsten „Heil- und Bewahrungsmittel“ anzuwenden.³³

Tiere wurden in der Stadt auf den häufig noch ungepflasterten Straßen auch als Fortbewegungsmittel genutzt. Pferde als Reit- und Zugtiere waren dabei stets präsent und lassen sich in der Presse z. B. durch die regelmäßigen Verkaufsanzeigen für Grundstücke mit Pferdeställen sowie für Reit- und Kutschpferde nachweisen.³⁴ Daneben waren auch Ochsen als Reittiere vorstellbar.³⁵ Parallel zu ihrer Bedeutung für den städtischen Alltag waren selbst unvollkommene Pferde bei Dieben beliebt.³⁶ Daneben war die Gesundheit dieser Tiere wichtig und erfolgreiche Pferdeärzte in der Stadt und in ihrem Umland gesuchte Spezialisten.³⁷

Teilweise eng mit ihrer Transportfunktion verbunden, war die soziale und gesellschaftliche Funktion von Tieren, auch als Zeichen für Macht, Wohlstand und Status. Gute Pferde verleiteten so zu schneller Fortbewegung, weswegen sich das Berliner Polizei-Direktorium veranlasst sah, zu verordnen, es solle kein Kutscher „geschwind fahren oder jagen, sondern nur einen kurzen und gemässigten Trapp fahren.“³⁸ Die Haltung von Haustieren als Präsentationsobjekt oder Begleiter im Alltag (vgl. Abb. 3) lässt sich besonders häufig an Hunden zeigen, es kamen aber auch andere Tiere vor.³⁹

In Leiden wurde so der auf dem Amsterdamer *Bloemmarkt* stattfindende Verkauf von weißen und bunten Pfauen annonciert und in Leiden selbst wurden im April 1764 in- und ausländische Vögel wie chinesische Goldfasane verkauft, die vermutlich zur Gartenzierde gedacht waren.⁴⁰ Großteils zu Repräsentationszwecken oder zur handwerklichen Weiterverarbeitung waren sicherlich auch die in Amsterdam zum Verkauf bestimmten 30.000 Pfund „Oliphants-Tanden“ (Elfenbein) aus Westafrika

32 NBOs 2 vom 13.01.1770, Sp. 11-14. Vgl. dazu: K. F. Hünemörder, Zwischen ‚abergläubischem Abwehrzauber‘ und der ‚Inokulation der Hornviehseuche‘. Entwicklungslinien der Rinderpestbekämpfung im 18. Jahrhundert, in: S. Windelen/K. Engelken/D. Hünninger (Hrsg.), Beten, Impfen, Sammeln. Zur Viehseuchen- und Schädlingsbekämpfung in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2007, S. 32-45.

33 MDo 4 [1796], o. S.

34 BerN 23 vom 23.02.1764, S. 92, 25, vom 28.02.1764, S. 100; HamC 43 vom 16.03.1764, S. 4; LeyC 45 vom 13.04.1764, S. 2.

35 GöA 62 vom 11.08.1770, S. 490.

36 In einer Septembarnacht ist „dem Böhmischen Einwohner Schudorn zu Ricksdorf von der Weyde ein Pferd gestohlen worden, welches ein schwarzbrauner Wallach, ziemlich groß, eine Blesse über dem Kopf habend und auf dem rechten Auge blind.“ BerN 111 vom 15.09.1764, S. 473.

37 BerN 15 vom 04.02.1764, S. 60.

38 BerN 92 vom 02.08.1764, S. 391.

39 Vgl. für die Haustiervielfalt in einer Weltstadt: H. Velten, *Beastly London. A History of Animals in the City*, London 2013, S. 179-192.

40 LeyC 36 vom 23.03.1764, S. 2 und 39 vom 30.03.1764, S. 2. C. Lauterbach, Städtische Gartenkultur in den Niederlanden um 1600 zwischen Stadtkritik und Lob des Landlebens, in: M. Häberlein/R. Zink (Hrsg.), *Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel*, Ostfildern 2015, S. 127-140.



Abb. 3: Luigi Schiavonetti nach Francis Wheatley: Blumenverkäuferin (1793).

Quelle: Rijksmuseum Amsterdam, Objekt RP-P-1928-200.

gedacht.⁴¹ Hunde waren in den frühneuzeitlichen Städten überall präsent.⁴² In der Presse erschienen sie häufig indirekt, wenn ihre Besitzer anzeigten, einen Hund verloren zu haben, wodurch sich Hinweise auf beliebte Hunderassen, die Ausstattung der Tiere, häufige Spazierwege und die Bedeutung der Tiere für den Menschen ergeben.⁴³ So wurde in Hamburg „ein gelblicher Dänischer Hund, der noch nicht völlig ausgewachsen ist, und ein rothes seidenes Halsband trägt, auf dem neuen Walle verlohren.“⁴⁴ In Berlin wurden solche Vermisstenanzeigen noch häufiger geschaltet und bezogen sich 1764 u. a. auf einen dem Staatsminister entlaufenen Hühnerhund, eine unter den Linden verlorene rote Windhündin und einen kleinen Bologneser Hund.⁴⁵ In Göttingen verschwand an Neujahr 1770 sogar ein „zahmer Fuchs mit einem lederen Halsbände, das mit einem meßingen Oehr versehen“ war.⁴⁶ In Weltstädten wie London waren Hunde und andere Tiere darüber hinaus dressierte Attraktionen, die z. B. als „Amazing Exhibition of Dancing Dogs“ beworben wurden, wobei es verschiedene Varianten der Darstellung gab: „Two Dogs as Chairmen, carrying a Monkey to a Masquerade“ oder „A Dog as a Lady of Quality in her Equipage“.⁴⁷

Weniger der lauten Unterhaltung als vielmehr dem Ordnungsempfinden und dem Wunsch nach schöner Gestaltung dienten viele Pflanzen. Galt dies für einzelne Häuser und Gärten, so lässt sich eine Ästhetisierung des öffentlichen Raums auch auf die gesamte Stadt des 18. Jahrhunderts übertragen.⁴⁸ So konnten die Früchte der Rosskastanie zwar als Viehfutter verwendet werden und ihre Blüten zogen Bienen an. Dieser Baum wurde allerdings auch häufig an Alleen (vgl. Abb. 1, links unten) oder in Lustgärten gepflanzt, da „sein frühes Ausschlagen, seine schönen Blüten und seine schattenreichen Zweige“ sowie seine geringen Ansprüche an den Boden ihn dafür geeignet machten.⁴⁹ In Gärten trugen Blumen, die auch für die Wohnung verkauft

41 LeyC 112 vom 17.09.1764, S. 1.

42 Vgl. zum Überblick: A. Steinbrecher, Die gezähmte Natur in der Wohnstube. Zur Kulturpraktik der Hundehaltung in frühneuzeitlichen Städten, in: S. Ruppel/A. Steinbrecher (Hrsg.), „Die Natur ist überall bey uns“. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009, S. 128.

43 Vgl. ebda., S. 129 f. Ein Bericht aus London macht die englische Wertschätzung für Hunde besonders deutlich: „On Friday last the favourite Lap Dog of a Lady of Quality fell into the Serpentine River [...]; he lay there at least two hours, when the black servant (though with danger of his life) was ordered to dive for him, when he was dragged out in all appearance dead; but the Lady herself, on applying the rules laid out by Humane Society, perfectly restored him, to the quiet of my Lord, and the ease of the family!“ The Times 19 vom 22.01.1785, S. 1.

44 HamC 160 vom 09.10.1764, S. 4.

45 BerN 3 vom 07.01.1764, S. 12; 30 vom 10.03.1764, S. 120; 64 vom 29.05.1764, S. 268.

46 GöA 2 vom 06.01.1770, S. 10.

47 The Times 80 vom 01.04.1785, S. 1; vgl. H. Velten (s. A 39), S. 119-136.

48 C.-F. Mathis/É.-A. Pépy, La ville végétale. Une histoire de la nature en milieu urbain (France XVIIe-XXIe siècle), Ceyzérieu 2017, S. 17-24.

49 NBOs 9 vom 03.03.1770, Sp. 65-70. T. Herbrand, Bäume als Ressource im Hannoverschen Chausseebau im 18. und 19. Jahrhundert, in: A. Schanbacher (Hrsg.), Ressourcen in historischer Perspektive. Land-

wurden (vgl. Abb. 3), zu einer angenehmen Stimmung bei. Solche Pflanzen und ihre Samen wurden ebenfalls in Anzeigen beworben.⁵⁰ Daneben wurden u. a. Orangen- und Buchsbäume angeboten,⁵¹ wobei letztere sicherlich ähnlich wie heute aufgrund ihrer Formbarkeit beliebt waren.⁵² Eine strikte Trennung zwischen der Nutzung von Pflanzen als Nahrungsmittellieferant und ästhetischem Genuss fand dabei häufig nicht statt. Beispielhaft bewarb eine Anzeige in Hamburg ein Landgut, zu dem „ein mit schönen Alleen und Fruchtbäumen gezielter Garten“ gehörte.⁵³

Sowohl die Nutzung von pflanzlichen als auch tierischen Produkten leitet zu dem dabei benötigten Handlungswissen über, das teilweise mündlich überliefert, besonders bei Neuerungen oder Krisen jedoch durch schriftliche Informationen in Periodika ergänzt wurde. Zum Teil geschah dies über Ratgeberliteratur, die vielfach beworben und besprochen wurde und z.B. den Gartenbau allgemein, Blumen, den Kartoffelbau bis hin zur Anpflanzung von Akazien behandelte.⁵⁴ Daneben wurden Artikel zu einzelnen Pflanzen wie dem Raps, zu den Eigenschaften von Laub- und Nadelbäumen und zum Anbau von Kürbissen publiziert.⁵⁵ Eine wichtige Rolle kam hinsichtlich des Wissens über Pflanzen botanischen Gärten zu, die botanisches Wissen sammelten und gleichzeitig Innovationszentren und Repräsentationsobjekte darstellten.⁵⁶ So wurde der osmanische Gesandte „Achmet Effendi“ im Februar 1764 in den Berliner Botanischen Garten geführt, „im Gewächs-Hause unter blühenden Bäumen bewirthe“ und bewunderte pflichtschuldig „die vielen ausländischen Gewächse [...] sonderlich die Palm- und Coffee-Bäume, von welchen letztern er sich reife Früchte geben ließ und einige Bäume ausbat.“⁵⁷ Im Rahmen einer zugenommenen Neugier auf die Welt wurde in den ausgewählten Zeitungen ebenfalls über exotische Tiere und Pflanzen berichtet und die Interessen der Naturgelehrten widerspiegelt.⁵⁸ In Göttingen erschienen so Artikel über Gämse und Murmeltier und

schaft, Literatur und Nachhaltigkeit, Göttingen 2020, S. 93-116.

50 BerN 37 vom 27.03.1764, S. 147.

51 LeyC 66 vom 01.06.1764, S. 2.

52 In Berlin wurde so im Januar 1764 ein Gärtner gesucht, der „Hecken und Taxes [Eiben] nach der Zeichnung beschneiden kann“; BerN 2 vom 05.01.1764, S. 8.

53 HamC 58 vom 11.04.1764, S. 4. Vgl. zur aufklärerischen Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen M. Niedermeier, Landschaft/Garten, in: H. Thoma (Hrsg.), Handbuch Europäische Aufklärung, Stuttgart/Weimar 2015, S. 329 f.

54 Vgl. z.B. „De Almanach der Hoveniers voor de Liefhebbers der Thuynen“; LeyC 34 vom 19.03.1764, S. 2; „Krausens kluger und sorgfältiger Gärtner“; BerN 33 vom 17.03.1764, S. 131 und 126 vom 20.10.1764, S. 533; MDo 2 [1796], Anzeige o. S.

55 GöA 12 vom 10.02.1770, S. 95 f., 65 vom 22.08.1770, S. 516-520 und 80 vom 13.10.1770, S. 637-640.

56 S. Ruppel (s. A 2), S. 77.

57 BerN 16 vom 07.02.1764, S. 61.

58 W. Müller, Die Aufklärung, München 2002, S. 37.

es wurde ihre Fähigkeit bewundert, die harten Winter zu überstehen.⁵⁹ Der indische gehörnte Fasan bestach durch sein farbenfrohes Gefieder – „nichts in der Natur kann das Zurückprallen der Sonnenstrahlen auf seiner Brust und Flügeln übertreffen“ – und die Beschreibung des Löwen, dessen „Wildheit und Grausamkeit“ durch die hohen Temperaturen in seinem Lebensraum entstünden, verursachte beim Lesen womöglich einen wohligen Schauer.⁶⁰ Wissenschaftliches Interesse der Leserschaft und gelehrte Praxis zeigten sich in der Werbung für ein „fraay en uitmuntend [schönes und vortreffliches] Insecten-Werk“ in Leiden, beim Verkaufsangebot eines „prächtig illuminirte[n]“ Herbariums in Göttingen wie auch in Berichten über medizinische Fortschritte mithilfe von Tierversuchen aus London.⁶¹

Schließlich wird mehrfach der symbolische Gehalt von Bezügen auf Tiere und Pflanzen in der Presse deutlich. Geschah dies beispielsweise durch die Demonstration der preußischen Modernität und Weltoffenheit gegenüber dem türkischen Gesandten im Botanischen Garten und im Berliner Schloss Monbijou,⁶² konnte es auch literarische oder religiöse Formen annehmen. In Leiden bewarb eine Anzeige ein Buch zu christlichen Gedanken über Tiere, Vögel und Pflanzen.⁶³ In dem in Hamburg abgedruckten Gedicht „Die Hoffnung“ werden Heuschrecken zum Vergleich mit Menschen genutzt, die das Tal der Hoffnung suchen, damit aber keinen Erfolg haben. Biblischer Tradition folgend, zeigt das Bild der Heuschreckenplage dabei besonders eindrucksvoll Tiere als Gefahr.

3.2. *Tiere und Pflanzen als Gefahr und Störung*

„So wie ein Volk Heuschrecken, vor dem Winde / Aus dürrer Ost zu reichern Feldern zieht, / Arabien und abgenagte Gründe / Mit Fluren tauscht, wo es sein Futter sieht. / Dann sieht man nicht mehr Feld, nicht Busch, nicht Gras, noch Kräuter. / Man sieht ein braun Gewühl, nur Flügel, Kopf und Fuß. / Der mindste Theil wird satt, der größte Theil zieht weiter, / Ein Theil stirbt selbst im Genuß.“⁶⁴ Ein solches poetisches Bild war dabei im 18. Jahrhundert anders als im heutigen Mitteleuropa, nicht abstrakt. Besonders zwischen 1730 und 1750 wurde z. B. Preußen von mehreren Heuschreckeninvasionen betroffen, die obrigkeitliches Handeln aus-

59 GöA 27 vom 04.04.1770, S. 215 f.

60 GöA 20 vom 10.03.1770, S. 159 und 28 vom 07.04.1770, S. 217-224.

61 LeyC 152 vom 19.12.1764, S. 2; GöA 99 vom 19.12.1770, S. 788; The Times 91 vom 12.04.1785, S. 3: „The operations were performed on horses, dogs, calves, and other quadrupeds, in the presence of many persons distinguished by their rank and abilities“.

62 BerN 16 vom 07.02.1764, S. 61 und 20 vom 16.02.1764, S. 77.

63 „Leerzame Zinnebeelden of Christelyke Bedenkingen op Dieren, Vogels en Gewassen“; LeyC 25 vom 27.02.1764, S. 2.

64 HamC 20 vom 04.02.1764, S. 3 f.



Abb. 4: Ein zerschmetternder Hagel. Landplage von anwachsender Menge der Feldmäuse.

Quelle: Kupfersammlung zu J. B. Basedows Elementarwerk für die Jugend und ihre Freunde, Berlin/Dessau 1774, Tab. 23.

lösten.⁶⁵ Weniger drastisch konnten auch Mäuse, Sperlinge, Raupen und Hunde besonders im Umfeld von Missernten und drohender Teuerung als Nahrungskonkurrenten betrachtet oder sogar mit Hagelschauern auf eine Stufe gestellt werden. (vgl. Abb. 4).⁶⁶

Gegen Raupen wandte man den „Rauch von brennendem Stroh, das Besprengen mit Seifenwasser, das Beschmieren mit Öl“ und das Absammeln der Kokons an.⁶⁷ In Göttingen wurde im Sommer 1770 ein Artikel aus Frankreich nachgedruckt, der für dieses Land veranschlagte, dass Hunde „alle Tage über hundert tausend Pfund Brodt verzehren, welches funfzig tausend Armen Unterhalt verschaffen könnte“ und

65 J. Sprenger, Von Raupen und Heuschrecken. Der Umgang mit schädlichen Tieren im vorindustriellen Brandenburg, in: M. Jakobowski-Tiessen/J. Sprenger (Hrsg.), Natur und Gesellschaft. Perspektiven der interdisziplinären Umweltgeschichte, Göttingen 2014, S. 199.

66 Vgl. dazu: S. Windelen, Mäuse, Maden, Maulwürfe. Zur Thematisierung von Ungeziefer im 18. Jahrhundert, Diss. Göttingen 2010, S. 37-40.

67 GöA 49 vom 27.06.1770, S. 389 f.

eine Hundesteuer vorschlug, wie sie auch 1785 in England diskutiert wurde.⁶⁸ Gegen Schnecken, „dieses schädliche und verheerende Gewürme“, die z. B. Hülsenfrüchte und den Roggen bedrohten, wurde in Osnabrück empfohlen, das Feld zu walzen.⁶⁹ In Göttingen wurde die bewährte Anwendung von Kalk wegen der hohen Kosten verworfen und vorgeschlagen, die Tiere in einem Bereich der Fläche zu konzentrieren, „alsdenn könnte man sie durch Welsche-Hühner, Endten und Schweine, denen sie ein grosser Leckerbissen sind, leicht verzehren, und selbst sie durch Kinder mit wenigen Kosten aufsammeln lassen.“⁷⁰ In ähnlicher Weise wurden auch gegenüber Krähen, die frisch gesäte Bohnen und Erbsen ausgraben, andere Tiere eingesetzt, indem das Streuen von „Schweinepeckel“ [gepökeltem Fleisch] empfohlen wurde.⁷¹

Tiere und Pflanzen konnten nicht nur die menschliche Nahrung sondern auch deren Gesundheit bedrohen. Von Bäumen fallende Äste konnten Menschen verletzen oder töten wie es aus dem Londoner Hyde Park überliefert ist.⁷² Das Mutterkorn, die einem Getreidekorn ähnelnde Dauerform eines Pilzes, befiel v. a. den wichtigen Roggen und konnte nach dem Verzehr sogar zum Tod führen. Als einzige effektive Gegenmaßnahme ließe sich empfehlen, „allen Roggen und alles Mangkorn, ehe es zur Mühle kömmt, vorher zu sieben und zu reinigen, so daß nicht das geringste von Mutterkorne darunter bleibt.“⁷³ Daneben wurden die vielen freilaufenden Hunde häufig als Gesundheitsgefahr betrachtet. So übertrügen sie an Menschen die gefährliche „Wasserscheu“, wenn sie unter Tollwut leiden.⁷⁴ Besonders das ungewöhnliche Benehmen Erkrankter war dabei auffällig: „The unaccountable noise“ einer Person führte in London dazu, dass „one lady thought, the reverend gentleman had been bit by a mad dog, and was seized with the first symptoms of canine madness.“⁷⁵

Hinsichtlich einiger Insekten und Spinnentiere ist eine mehrfache Charakterisierung – als Nahrungskonkurrenz, Gesundheitsgefahr und Störung anzunehmen. So wurde in Göttingen über „schwarze Käfer“ berichtet, die das Brot befelen und die mit „Ofenschwärze“ bekämpft werden könnten und Schwefel gegen Erdflöhe und andere pflanzenschädigende Insekten empfohlen.⁷⁶ In Hamburg bot eine Kammer-

68 GöA 53 vom 11.07.1770, S. 422 f.; The Times 116 vom 11.05.1785, S. 2. Diskussionen über eine Hundesteuer fanden im englischen Parlament seit den 1730er Jahren statt, erst 1796 wurde die *Dog Tax* schließlich eingeführt; T. *Almeroth-Williams*, *City of Beasts. How Animals Shaped Georgian London*, Manchester 2019, S. 209-211.

69 NBOs 8 vom 24.02.1770, Sp. 63 f.

70 GöA 73 vom 19.09.1770, S. 615 f.

71 NBOs 6 vom 10.02.1770, Sp. 47 f.

72 The Times 134 vom 01.06.1785, S. 3.

73 GöA 97 vom 12.12.1770, S. 774-776; NBOs 39 vom 30.09.1770, Sp. 310.

74 GöA 53 vom 11.07.1770, S. 422.

75 The Times 86 vom 08.04.1785, S. 3.

76 GöA 51 vom 04.07.1770, S. 404 f. und 34 vom 02.05.1770, S. 268 f.

jägerin Mittel gegen Wanzen, „wovon dieselben [...] vor jedermanns Augen crepiren und zu Staube werden“ sowie Hausflöhe an, das „in einen Topf geschmieret [wird], und unter das Bette gesetzt, wornach die Flöhe sämmtlich hinein und also umkommen.“⁷⁷ 1795 wurden dann „ein probater blauer Wanzen-Spiritus“ sowie ein untrügliches Mittel gegen Zecken angeboten.⁷⁸

Einige Male werden Tiere und hier meist ihren Instinkten folgende Hunde auch als Störung der alltäglichen menschlichen Abläufe betrachtet.⁷⁹ In Berlin wurde 1764 gedroht, frei laufende Hunde zu erschießen und in Hamburg störten Hunde, die frei auf den Wällen und in den Bastionen herumliefen. Sie würden dort Schäden verursachen, „den Schildwachen zur Last gereichen“ und außerdem „bey Rührung der Trommeln allerley Anfälle thun“.⁸⁰ Bei einem Diebstahl in einem Londoner Alehouse vergifteten die Einbrecher dagegen zwei Hunde, die sie vermutlich bei ihrer illegalen Tätigkeit störten.⁸¹

3.3. Früher Tierschutz

Der heute glücklicherweise weit verbreitete Gedanke des Tierschutzes und der Vermeidung von unnötigem Leiden von Tieren begegnet im 18. Jahrhundert nur selten, wurde aber durchaus thematisiert.⁸² Auch in der Presse überwiegt das Bild von Tieren und Pflanzen als nutzbare oder störende Lebewesen. Nur in vereinzelt Fällen lässt sich in den untersuchten Periodika ein Verantwortungsgefühl des Menschen für Tiere und Mitleid mit ihnen nachweisen.

In London z. B. wurde die Zurschaustellung dressierter Tiere nicht nur mit Beifall aufgenommen, sondern ein Kommentar kritisierte deutlich die damit verbundene Quälerei von Pferden, Hunden und Schweinen: Es müsse „touch the feelings of every human heart, when it is known that the tricks they perform, are taught them by a process of the most excruciating torture“.⁸³ Auch in den *Göttingischen Anzeigen* ist ein alltäglicher Fall von vielleicht auch vermenschlichendem Mitgefühl festgehalten, wenn ein Autor vorschlägt, die Pferde im Sommer mit den grünen Blättern der Kürbisblanze einzureiben, damit die Tiere „von den Fliegen nicht so geplagt“ wer-

77 HamC 17 vom 31.01.1764, S. 4.

78 HamC 118 vom 25.07.1795, o.S.

79 Ernsthaftere Störungen wie sie z. B. der „paalworm“ in den Niederlanden anrichtete, sind in den untersuchten Zeitungen nicht nachweisbar; J. W. Koopmans, *Early Modern Media and the News in Europe. Perspectives from the Dutch Angle*, Leiden/Boston 2018, S. 208-222.

80 BerN 92 vom 02.08.1764, S. 391 und HamC 30 vom 22.02.1764, S. 4.

81 The Times 29 vom 03.02.1785, S. 3.

82 Vgl. U. Kronauer, *Von der Grausamkeit gegen Tiere in der französischen und deutschen Aufklärung*, in: A. Deutsch/P. König (Hrsg.), *Das Tier in der Rechtsgeschichte*, Heidelberg 2017, S. 637-648.

83 The Times 84 vom 06.04.1785, S. 2.

den.⁸⁴ Bei einer ausgedehnteren Recherche ließen sich solche Beispiele sicher vermehrt auffinden.

4. Fazit

Ein kurzer Vergleich zwischen der Medienpräsenz von Tieren und Pflanzen im 18. Jahrhundert und in der Gegenwart zeigt die Existenz heutiger Zuschreibungen bereits vor über 200 Jahren. Tiere und Pflanzen wurden in städtischen Publikationen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in vielfältiger Weise als Nahrungsmittel betrachtet, sie wurden wissenschaftlich erforscht, trugen zur Verschönerung der städtischen Umwelt und zur Bereicherung des sozialen Lebens bei. Ihre Funktion als Transportmittel war naturgemäß, ähnlich wie ihre Bedrohlichkeit als Nahrungskonkurrenten und Gesundheitsgefahr, wesentlich ausgeprägter als heute. Im Gestus der Aufklärung stellte die Kontrolle der Natur dabei ein zentrales Handlungsmotiv der Zeitgenossen dar.⁸⁵ Eine vom Menschen unabhängige Wirksamkeit von Tieren und Pflanzen, die diesen Rahmen regelmäßig sprengte, zeigte sich besonders dann deutlich, wenn diese unerwünscht waren und bekämpft wurden.

Von den drei untersuchten Medien erwies sich das Intelligenzblatt als Quelle für umweltgeschichtliche Fragestellungen als besonders ertragreich. Daneben waren vorwiegend die Anzeigenteile der Zeitungen, in den Zeitschriften dagegen v. a. einzelne thematisch passende Artikel nützlich. Städtische Periodika können somit Themenfelder im Bereich der Beziehungen zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen erschließen und Handlungspraktiken – wie die Suche nach verlorenen Hunden – nachweisbar machen, die in anderen Quellengattungen für die Frühe Neuzeit nur schwer auffindbar sind. Für eine vertiefte Analyse, die sich einzelnen Phänomenen ausführlicher widmet, müssen selbstverständlich weitere Quellen ergänzend genutzt werden.

Trotz ähnlicher Inhalte lassen sich für die einzelnen Stadttypen unterschiedliche Schwerpunkte feststellen. Während in kleineren Städten wie Osnabrück oder Dortmund deutlich landwirtschaftliche Themen dominierten, spiegelten sich akademischen Interessen deutlich in Göttingen wider, während ästhetische und soziale Aspekte besonders in Berlin und Leiden hervortraten. In der holländischen Stadt zeigt sich dazu mehr als in Hamburg die Involviertheit der Niederlande in Übersee. In London, dessen Presse viel unmittelbarer als mitteleuropäische Medien berichten konnte, kamen Sichtweisen auf Tiere und Pflanzen dazu, die direkt aus dem Alltag gegriffen waren und teilweise auf andere Städte übertragen werden können.

84 GöA 80 vom 13.10.1770, S. 639.

85 A. Steinbrecher (s. A 42), S. 132.

Städtische Gartenflächen in Schweden zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert

1. Einführung und Zielsetzung

Nahezu jede historische Stadtkarte offenbart ein Gewirr von Grünflächen, eine mitunter überraschend hohe Anzahl von Bäumen, Anbauflächen an Häusern und separaten Parzellen im Stadtbereich. Historische Forschungen zur urbanen Landwirtschaft haben gezeigt, dass die Stadtbewohner im Umland äußerst produktiv Anbauflächen bestellen konnten.¹ Daneben umfasste die urbane Landwirtschaft jedoch auch den Anbau von Obst und Gemüse innerhalb der Stadtmauern. Die Forschung zu städtischen Gartenflächen (bspw. Kleingärten und Kriegsgärten) im späten 19. und 20. Jahrhundert ist inzwischen vorangeschritten, während frühere Ausprägungen dieses Phänomens bisher kaum untersucht wurden. Dabei hat die archäologische Forschung der vergangenen Jahrzehnte gezeigt, dass der städtische Anbau in Gärten schon im Mittelalter, aber auch in den darauffolgenden Epochen, durchaus üblich war.² Schriftliche Quellen und Stadtkarten bestätigen dieses Bild, sind bisher jedoch kaum ausgewertet. Die vorliegende Abhandlung hat es sich zum Ziel gesetzt, den Zugang städtischer Haushalte zu urbanen Gartenflächen in der Vergangenheit zu diskutieren und stellt die folgenden Fragen: Wer hatte Zugang zu städtischen Gartenflächen? Wie groß waren die Anbauflächen? Wo wurden sie angelegt, innerhalb des Stadtkerns oder in den Randbezirken? Welche Pflanzen wurden angebaut? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede sind im Laufe der Zeit festzustellen?

Räumlich ist die Studie in Schweden angesiedelt, wobei eine Stadtkarte von Karlstad aus dem 18. Jahrhundert den Ausgangspunkt der Betrachtungen darstellt. Auf der Karte ist ein Bereich mit Grünflächen direkt außerhalb des Stadtkerns

1 A. Björklund, *Historical Urban Agriculture, Food Production and Access to Land in Swedish Towns Before 1900*, Stockholm 2010.

2 Bspw. J. Heimdahl, *Urbanized Nature in the Past, Site Formation and Environmental Development in two Swedish Towns AD 1200-1800*, Stockholm 2005; K. Lindeblad, *Den gröna staden*, in: S. Larsson (Hrsg.), *Nya stadsarkeologiska horisonter*, Stockholm 2006, S. 301-318; J. Heimdahl/Å. Vestbø Franzén, *Tyska madens gröna rum. Specialstudier till den arkeologiska undersökningen kvarteret Diplomaten*, Jönköping 2009.

erkennbar, außerdem sind einige Parzellen im Stadtbereich als Obstgärten gekennzeichnet (vgl. Abb. 1). In einem zweiten Schritt sollen mittelalterliche Urkunden des frühen 14. Jahrhunderts untersucht werden. Als ergiebige Quelle werden weiterhin Stadtbücher (schwedisch: *tänkebok*) aus dem späten 15. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts herangezogen. Diese weite Zeitspanne ist einerseits dem Forschungsstand geschuldet. Andererseits soll überprüft werden, ob der Anbau auf städtischen Grünflächen im Karlstad des 18. Jahrhundert eine Ausnahme darstellte oder in einer weit zurückreichenden Traditionslinie steht.

2. Begrifflichkeiten, Quellen und der Stand der Forschung

Die hier behandelten Anbauflächen werden im Folgenden als städtische Gartenflächen bezeichnet. Der Begriff rekuriert auf das historische *kålgård*, das im schwedischen Sprachgebrauch eine mit Grünkohl beziehungsweise mit Kohl bebaute Fläche benennt. Allerdings wurden nicht nur Kohl und Grünkohl, sondern eine ganze Reihe weiterer Gemüsearten angebaut. Andere in den Quellen vorkommende Begriffe umfassen *kryddgård*, Gewürzgarten und *örtagård*, Kräutergarten. Der schwedische Begriff für Gewürze (*krydda*) umfasste historisch mehr Anbauprodukte als heute, neben grünblättrigen Pflanzen und Kräutern wie Petersilie auch Pflanzen mit Stängeln wie Karotten und Pastinaken.³

Für Obstgärten und Streuobstwiesen wird im Schwedischen gelegentlich der Begriff Apfelfgarten verwendet. Geläufiger ist jedoch der Begriff Baumgarten (*trädgård*, oft *trågård* geschrieben), ohne dass angegeben wird, welche Pflanzen dort angebaut werden. Allerdings wird derselbe Begriff – zumindest im Stadtbuch von Stockholm – auch verwendet, um aus Holz errichtete Häuser zu bezeichnen. Es gibt einige Nennungen von Holzhäusern (*trägårdar*) im Stockholmer Stadtbuch und nur in wenigen Fällen bezieht sich das Wort *trädgård* auf einen Obstgarten oder eine Ansammlung von Bäumen. Darum werden hier nur eindeutige Fälle berücksichtigt.

Städtische Gartenflächen sind auf vielen historischen Karten schwedischer Städte außerhalb des Stadtkerns dargestellt. Allerdings sind in der Regel nur Grünflächen an einer Stelle oder in wenigen Bereichen abgebildet, so dass es schwierig ist, einen Gesamtüberblick über alle Grünflächen einer bestimmten Stadt zu erlangen. Die für die Studie ausgewählte Karte hat den Vorteil, dass dort alle Grünflächen, die der Stadt Karlstad im Westen Schwedens zugänglich waren, dokumentiert wurden. Viele der Stadtkarten im Atlas von *Braun und Hogenberg*, der zwischen 1572 und 1617 in Köln erschien, zeigen eine Reihe von Grünflächen zwischen der Wohnbebauung und

3 K. Hallgren, En kåhltpäppa ej at räkna. Köksväxtodlingen i 1700-talets jordbrukssystem, Uppsala 2016, S. 179 ff.

weisen somit darauf hin, dass landwirtschaftliche Tätigkeiten auch im Stadtkern der großen europäischen Städte üblich waren.⁴ Historische Karten von schwedischen Städten dagegen zeigen in der Regel nur das Straßennetz und die Wohnblöcke, ohne dass Rückschlüsse auf sonstige Freiflächen möglich wären.

Daher wurde die Datenbank SDHK genutzt, um Erwähnungen städtischer Gartenflächen ausfindig zu machen.⁵ Schwedische Urkunden aus der Zeit vor ca. 1350 sind in der Regel auf Latein verfasst. Das lateinische (*hortus*) (Garten), wurde dennoch nur in wenigen Urkunden zu städtischen Belangen gefunden. Dies gilt auch für *cauletum* (Kohlgarten). In einigen wenigen Fällen wurde das Wort *olerium* (Kohl), zusammen mit (*hortus*) verwendet, dies lässt auf einen Anbau auf diesen Gartenflächen schließen. Lateinische Urkunden verwenden stattdessen häufig das schwedische Wort *kålgård*, z.B. „vno fundo ortuli wlgariter dicti *kalgardh*“. Die älteste schwedische Urkunde, die städtische Grünflächen erwähnt, wird auf die 1320er Jahre datiert.⁶ In Urkunden, die auf Altschwedisch verfasst sind, wird das Wort *kålgård* in verschiedenen Ausformungen häufig verwendet. Insgesamt ist jedoch zu beachten, dass sowohl altschwedisch als auch lateinisch verfasste Urkunden oftmals nur Flächen bezeichnen, ohne sich zu ihrer Nutzung zu äußern. Gelegentlich wird erst durch spätere Quellen ersichtlich, dass solche Flächen landwirtschaftlich genutzt wurden.⁷

Für eine kleine Anzahl schwedischer Städte sind Stadtbücher überliefert. Für die vorliegende Studie wurde das Stadtbuch Stockholms herangezogen, da es sich um eine äußerst ergiebige Quelle handelt. Das Stadtbuch ist gedruckt und digital verfügbar. Für die Studie wurden die Abschnitte, die die älteste Zeit abdecken (1474-1553) mit Suchbegriffen zur urbanen Landwirtschaft durchleuchtet, bspw. Gemüsegarten (schw. *kålgårdar*) und Kräutergarten. Allerdings werden auch in den Stadtbüchern einige Flächen schlicht als Parzellen (schw. *tomt*) bezeichnet, ohne zu spezifizieren, ob die Fläche zum Wohnen oder landwirtschaftlich genutzt wurde.

Für die Frühe Neuzeit sind schriftliche Quellen zu städtischen Gartenflächen in Schweden kaum auffindbar. In städtischen Archiven finden sie selten Erwähnung, nur neun (von einundachtzig untersuchten) Städten können Quellen zu städtischen Grünflächen vorweisen. Aber auch diese Hinweise sind eher dürftig und verteilen sich zudem zufällig über ganz unterschiedliche Zeiträume.⁸ Trotz der bereits

4 Vgl. beispielsweise Paris und Aachen, online verfügbar unter: historic-cities.huji.ac.il/mapmakers/braun_hogenberg.html [15.10.2020].

5 Svenskt Diplomatariums Huvudkartotek Datenbank, online: <https://sok.riksarkivet.se/sdhk> [16.12.2020]; im Folgenden SDHK.

6 SDHK 3223.

7 Siehe zum Beispiel SDHK 14665 und 17544.

8 A. Björklund (s. A 1), S. 297.

erörterten Probleme zu historischen Stadtkarten stellt diese Gattung daher hinsichtlich der Frühen Neuzeit die beste Quelle für die vorliegende Fragestellung dar.

Auch in der archäologischen Forschung in Schweden stand urbane Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten zunehmend im Fokus.⁹ Anhand einer Reihe von Befunden ist deutlich geworden, dass es üblich war, dass auf jedem Stadtgrundstück hinter dem Wohnhaus ein Bereich für den Anbau von Gemüse eingerichtet wurde, sowohl im Mittelalter als auch in der Frühen Neuzeit. Die archäologischen Kontexte offenbaren, dass die Gemüsegärten von Gräben, Zäunen oder Gebäuden eingerahmt waren.¹⁰ Die Analyse von städtischen Makrofossilien hat beispielsweise Pastinaken, Zwiebeln, Salbei, Grünkohl, Kohl und Fenchel auf mittelalterlichen Stadtgrundstücken nachgewiesen.¹¹ Eine jüngst veröffentlichte Studie zu ruralen Gartenflächen in Schweden im 18. Jahrhundert konnte darüberhinaus zeigen, dass die Bauern in der Regel zur Subsistenzenergieerweiterung und eher selten zum Verkauf anbauten.¹² Dies zeigt wiederum, dass die städtische Bevölkerung ihren Bedarf an Gemüse nicht allein durch den Import von Feldfrüchten aus dem städtischen Umland decken konnte. Somit rücken die städtischen Gartenflächen der urbanen Haushalte in den Fokus. Dies gilt umso mehr, da der kommerzielle Anbau von Gemüse im Schweden des 18. Jahrhunderts als städtische Beschäftigung gesehen wurde.¹³

Weiterhin hat die bisherige Forschung gezeigt, dass es auf dem Land zwei Arten von Gemüsegärten gab – Gärten in der Nähe sowie in einiger Entfernung vom Bauernhaus, auf gutem Boden und mit Zugang zu Wasser.¹⁴ Die Gartenflächen nahe den Bauernhäusern sind dabei vergleichbar mit den städtischen Gartenflächen, die archäologisch hinter Häusern nachgewiesen werden konnten. Wie noch zu zeigen sein wird, gab es auch in der Stadt zwei verschiedene Arten von Gartenflächen. Das vielbändige Handbuch *Det medeltida Sverige* (DMS, Das mittelalterliche Schweden) hat schriftliche Quellen des Mittelalters sowie des 16. Jahrhunderts aus bisher acht schwedischen Klein- und Großstädten kompiliert und veröffentlicht.¹⁵ In diesen Quellen könnten Beispiele für städtische Gartenflächen ausfindig gemacht und das Wissen zur urbanen Landwirtschaft im Rahmen einer größer angelegten Studie deutlich erweitert werden. Die Publikationstätigkeit im Rahmen von DMS hat das

9 Beispielsweise K. Lindeblad / A. Nordström, Trädgårdsarkeologi i medeltida och tidigmoderna städer, in: A. Andréasson (Hrsg.), *Källor till trädgårdsodlingens historia*, Alnarp 2014, S. 31-47.

10 Ebda., S. 40.

11 Ebda., S. 41.

12 K. Hallgren (s. A 3).

13 K. Stadin, *Småstäder, småborgare och stora samhällsförändringar*, Uppsala 1979; K. Hallgren (s. A 3).

14 Ebda.

15 Vgl. für weitere Informationen zum historische-topographischen Handbuch *Det medeltida Sverige* (DMS), vgl. <https://riksarkivet.se/medieval-sweden-dms> [15.10. 2020] und <https://riksarkivet.se/utgivning-dms> [30.12.2020].

Potential, weitergehende Analysen zu ermöglichen, da stetig neue Quellen zugänglich gemacht werden. Insgesamt stellen städtische Gartenflächen jedoch bis heute ein Forschungsdesiderat dar. Zwar lässt sich der Anbau von Gartenfrüchten innerhalb der Stadt archäologisch sichtbar machen, wichtige Details wie Besitzverhältnisse bleiben allerdings offen. Welche Möglichkeiten bieten in dieser Hinsicht die schriftlichen Quellen?

3. Städtische Gartenflächen in Karlstad im frühen 18. Jahrhundert

Den Ausgangspunkt der Untersuchung stellt ein Bereich mit urbanen Gartenflächen in Karlstad des frühen 18. Jahrhunderts dar. Dieser Teil der Analyse basiert auf zwei Karten. Die erste Karte zeigt die Wohnbebauung (Abb. 1), die zweite Karte die Gartenflächen und landwirtschaftlich genutztes Areal im Jahr 1713 (Abb. 2). Zusätzlich wird ein Liegenschaftskataster von 1717 herangezogen, um die Besitzer der Flächen zu identifizieren.¹⁶ Die Karten zeigen, wie die Gartenflächen mit Grundstücken verbunden waren, wobei Gärten in Hausnähe nicht dargestellt sind. Einer der Karten zufolge waren einige Kräutergärten (*kryddgårdar*) nördlich des bebauten Stadtbereichs angelegt (Abb. 1). Innerhalb der bebauten Stadt sind sieben Bereiche als Baumgärten, wahrscheinlich also Obstgärten, ausgewiesen. Die meisten Gartenflächen lagen allerdings ungefähr 500 Meter östlich des Stadtkerns (Abb. 2). Dieser Bereich umfasste annäherungsweise fünfzehn Hektar.

Anfang des 18. Jahrhunderts gab es in Karlstad 245 Grundstücke. 169 dieser Parzellen, also rund 70 %, hatten Zugang zu Gartenflächen unterschiedlicher Größe. Abbildung 1 lässt die Lage von Wohnbebauung ohne Zugang zu einem Garten erkennen. Einige dieser Häuser hatten stattdessen Zugang zu Wiesen oder Ackerland, das sich im Besitz der Stadt befand.¹⁷ Nur 15 von 245 Grundstücken, zumeist neu eingerichtete Wohnbebauung im Süden der Stadt, hatten keinen Zugang zu Anbauflächen. Die durchschnittliche Größe der Gartenflächen betrug etwa 620 m² (Abb. 3). Obwohl die Gartenflächen gemäß einer königlichen Anweisung auf alle Grundstücke aufgeteilt werden sollten, variierte die Größe der Gärten beachtlich. Eine Reihe von Häusern hatte Zugang zu Gartenflächen von über 1.000 m² Größe. Hinzu kommen die archäologisch nachweisbaren Gartenflächen in Hausnähe, so dass die potenzielle Anbaufläche sogar noch größer gewesen sein dürfte. Eine Analyse nach der

16 Lantmäteristyrelsens arkiv. Historical Maps Archive Online: www.lantmateriet.se/sv/Kartor-och-geografisk-information/Historiska-kartor Karlstad R39-1:5 (1713), R39-1:6 (1713) und A24:228 (1717) [10.03.2020].

17 Für eine gründliche Diskussion zum Zugang der Stadtbewohner zur Allmende vgl. A. Björklund (s. A 1).



Abb. 1: Karlstad 1713, der bebaute Stadtbereich.

Der Hauptbereich der Gartenflächen (abgeschnitten) wurde von der Autorin hinzugefügt;
Quelle: *Lantmäteristyrelsens Arkiv*, R39-1:6.

Geschlechtszugehörigkeit der Hausbesitzer ergab, dass Hausgemeinschaften, denen eine Frau vorstand, durchschnittlich etwas größere Gartenflächen zur Verfügung hatten. Der Grund hierfür ist unbekannt und wirft neue Fragen auf, allerdings ist zu bedenken, dass der Anbau von Gemüse im 18. Jahrhundert als Tätigkeit von Frauen verstanden wurde.¹⁸

Der Zugang zu größeren städtischen Gartenflächen soll anhand zweier Haushalte in Karlstad deutlich gemacht werden (siehe Abb. 2 für ihre Lage). Anders Florelis Haushalt hatte Zugang zu zwei Gartenflächen mit einer Gesamtfläche von 1.465 m². 1721 bestand sein Haushalt aus fünf Personen: Er und seine Frau, zwei Töchter

¹⁸ K. Hallgren (s. A 3).

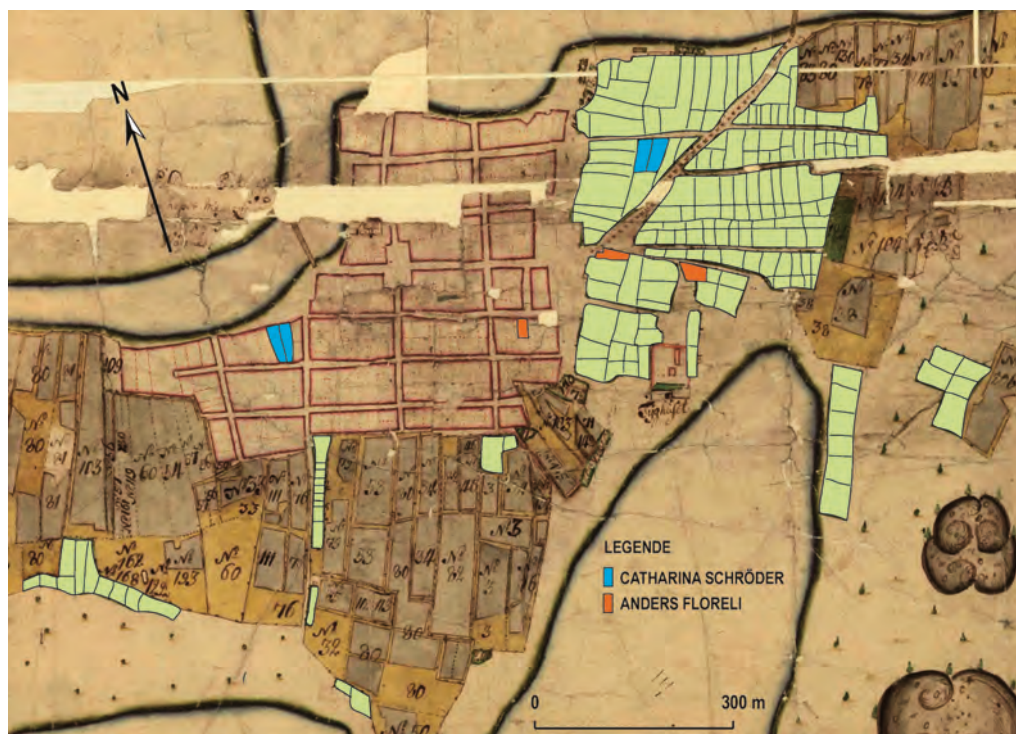


Abb. 2: Städtische Gartenflächen in Karlstad 1713.

Die Gärten von Catharina Schröder und Anders Floreli sind blau beziehungsweise rot eingefärbt. Catharina Schröders zwei zusammenhängende Grundstücke lagen im Westen der Stadt und das Grundstück von Anders Floreli im östlichen Bereich; Quelle: *Lantmäteristyrelsens Arkiv*, R39-1:5; Bildbearbeitung: Annika Björklund.

und ein Schwiegersohn.¹⁹ Das zweite Beispiel betrifft Catharina Schröder. Sie verfügte über zwei zusammenhängende Gartenflächen, die insgesamt 1.793 m² umfassten. Ihr Haushalt war klein und bestand nur aus ihr selbst, einer Magd und einem Knecht.²⁰ Beide Beispiele erlauben die Frage, warum selbst kleine Haushalte Zugang zu solch großen Anbauflächen hatten. Welche Pflanzen in den Karlstader Gärten angebaut wurden, ist nicht vollumfänglich festzustellen, da die Flächen häufig verallgemeinernd etwa als Kräutergärten, Kohlgärten oder Obstgärten bezeichnet werden. Lassen sich nun von diesen Erkenntnissen ausgehend in mittelalterlichen

19 AI:1, S. 23 (husförhörslängd), Karlstads stadsförsamling 1721-27, Värmlands län, Kyrkoarkiv, Riksarkivet.

20 Ebda., S. 39.

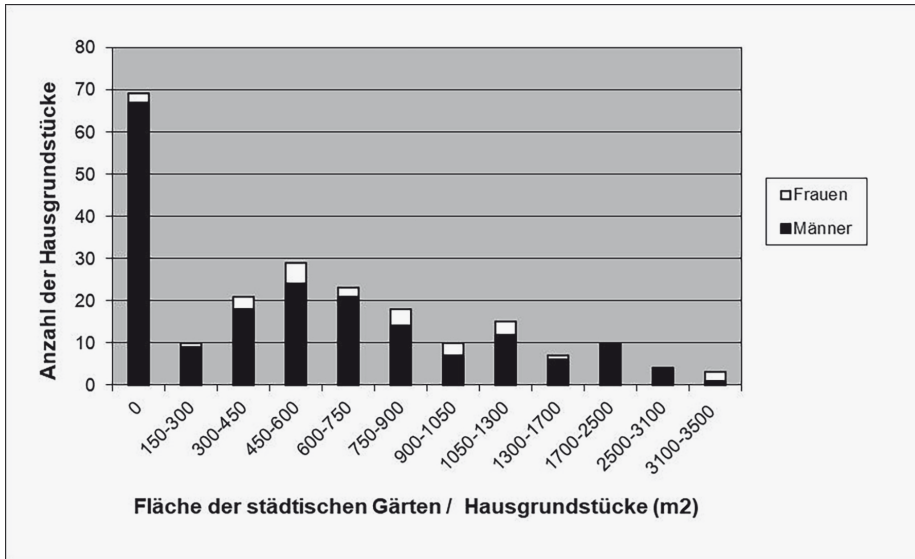


Abb.3: Größe der Gartenfläche je Hausgrundstück.

Quelle: *Lantmästeristyrelsens Arkiv*, A24:228.

Städten Parallelen hinsichtlich Verbreitung, Lage und Größe der Gartenflächen erkennen?

4. Gartenflächen in mittelalterlichen schwedischen Städten

Ungefähr 70 Urkunden in der SDHK-Datenbank erwähnen städtische Gartenflächen. Zwei Urkunden betreffen dänische und zehn Urkunden finnische Städte; achtundfünfzig hingegen schwedische Städte. Die Datenbank umfasst transkribierte und durchsuchbare unveränderte Volltexte von Urkunden der Zeit vor 1380, für die Folgezeit stehen hingegen nur wenige Urkunden zur Verfügung. Daher ist eine vollständige Liste mithilfe der Datenbank nicht zu erstellen, und die hier präsentierten Urkunden stellen eher einen guten Ausgangspunkt für weitere Forschungen dar. Anhand der Arbeit von DMS wird zudem deutlich, dass bisher nur ein Bruchteil der Quellen digital vorliegt. So weist die Datenbank für Uppsala nur fünf Urkunden aus, während in der gedruckten Ausgabe von DMS Uppsala dreizehn Dokumente Gartenflächen nennen.²¹

21 *Det medeltida Sverige* 1:2 Uppland, Tiundaland: Ulleråkers, Vaksala häradet och Uppsala stad, Stockholm 1984; die folgenden Urkunden 1326: SDHK 3441, 1381: SDHK 11988, 1412: SDHK 17831, 1420:

Die städtischen Gartenflächen gehörten in der Regel den Stadtbürgern, befanden sich teilweise jedoch auch im Besitz von Adligen, Priestern und Klöstern. Die Gartenflächen sind in den Urkunden erwähnt, falls sie an Privatleute oder kirchliche Institutionen verkauft oder verschenkt wurden oder Teil eines Erbes waren.²² Für die Verpachtung von Gartenflächen liegen nur wenige Beispiele vor: Der Bürgermeister Harald Jönsson aus Skänninge bei Linköping pachtete 1413 vom örtlichen Kloster zwei Gartenflächen östlich seines Hauses. Das Pachtverhältnis muss schon zuvor bestanden haben, insofern Jönsson bereits eine Hütte und eine Scheune auf den Grundstücken errichtet hatte. Die Pachtgebühr betrug jährlich eine Mark, die bar zu entrichten war.²³ Die Größe der städtischen Gartenflächen ist nur in wenigen Fällen angegeben.²⁴ Das eben angeführte Beispiel aus Skänninge zeigt, dass die mittelalterlichen Gartenflächen, die bebaut wurden, deutlich größer waren als die ersten Kleingärten im Schweden des 19. Jahrhunderts von 72 m² Größe.²⁵ Sechszwanzig Urkunden erwähnen die Lage der Gartenflächen, vierundzwanzig davon befanden sich eindeutig im Stadtbereich. Bei einem Beispiel aus Vadstena ist nur angegeben, dass die Gartenfläche zu einem Haus gehörte. Sie könnte nahe des Hauses oder im eigentlichen Stadtbereich gelegen haben. In anderen Fällen sind detaillierte Aussagen nicht möglich.

Die Gartenflächen in Skänninge lagen vermutlich im Stadtbereich, da sie sich neben dem Haus des Bürgermeisters befanden.²⁶ Zwei andere Beispiele erwähnen Straßennamen (Noreghes-Straße in Linköping und Brödragatan in Söderköping), die wahrscheinlich ebenfalls eine Lage innerhalb des Stadtbereichs anzeigen.²⁷ Zwei Gartenflächen in Västerås (1363 und 1528) befanden sich im Stadtbereich: Sie lagen nahe einer Straße beziehungsweise an einem Wohnhaus.²⁸

In Stockholm befanden sich einige städtische Gartenflächen nördlich und südlich der Stadt in Norrmalm und Södermalm. In Västerås lagen die städtischen Gartenflächen, die sich außerhalb der Stadt befanden, südlich der Stadt, auf der Ostseite einer kleinen Erhebung. In Strängnäs befanden sich südwestlich der Stadt, nahe dem Hos-

SDHK 19423, 1423: SDHK 20094, 1437: SDHK 22779, 1474 SDHK 29827, 1481: SDHK 30935, 1484: SDHK 31468 und SDHK 31469, 1508: SDHK 36321, 1518: SDHK 38138 und 1409: Jordeböcker över prebenden i Uppsala domkyrka, f 9, Riksarkivet.

22 Als Beispiele: SDHK 3223, 17544 (geschenkt), SDHK 3441, 9073 (vererbt), SDHK 12871, 15130 (verkauft).

23 SDHK 17944, 17945.

24 SDHK 15130, 17715, 17948, 22036, 22779, 23942, 25113, 27207, 27599, 29827. Die Urkunden stammen aus der Zeit zwischen 1399 und 1474.

25 M. Hansson / B. Hansson, *Köksträdgårdens historia*, Stockholm 2011, S. 167.

26 SDHK 17944, 17945.

27 SDHK 8871 (Linköping), SDHK 19463 (Söderköping).

28 SDHK 8387, SDHK 38842.

pital, einige Gartenflächen.²⁹ Bei allen Beispielen waren die Gartenflächen geballt angelegt, womit sich eine Parallele zur Situation im 18. Jahrhundert in Karlstad ergibt.

Angaben zu den angebauten Früchten sind rar. Eine Urkunde aus dem Jahr 1327 umfasst die Spende einer Gartenfläche durch das Klara Kloster in Stockholm an einen Magister Canis, wobei dieser darauf Kohl anzubauen hatte.³⁰ Einige andere Urkunden erwähnen Obstgärten ohne die Art der Obstbäume anzugeben.³¹ Davon abgesehen liegen keine Urkunden vor, die die angebauten Pflanzen erkennen lassen.

4.1 Die Stockholmer Gärten

Die Bevölkerung von Stockholm wird für das 15./16. Jahrhundert auf 6.000 bis 7.000 Personen geschätzt. Stockholm war damit zu diesem Zeitpunkt die mit Abstand größte Stadt Schwedens, allerdings sehr viel kleiner als beispielsweise Hamburg mit seinen 20.000 Einwohnern.

Ungefähr vierzig Eintragungen im Stockholmer Stadtbuch beziehen sich auf Gartenflächen, Kräuter- oder Apfelmärten. Überraschend viele Gärten befanden sich im historischen Stadtkern. Den schwedischen mittelalterlichen Stadtgesetzen (1350-1360) zufolge war es verboten, „Kohl, Grünkohl, andere Kräuter oder irgendetwas, das in einem Garten angebaut wurde, zu nehmen oder in einen umzäunten Obstgarten eines Anderen zu gehen, um Äpfel oder andere Früchte zu pflücken“.³² Im Stockholmer Stadtbuch finden sich zum Diebstahl von landwirtschaftlichen Erzeugnissen hingegen keine Eintragungen. Stattdessen liegen Nachrichten zur Übereignung von Gartenflächen vor. In einigen wenigen Fällen werden Gartenflächen genannt, um Orte innerhalb der Stadt zu beschreiben. In fast allen Nennungen von Gartenflächen im Stadtbuch von Stockholm wird der Verkauf einer Gartenfläche durch einen Bürger, seine Witwe oder die Kirche an einen anderen Bürger behandelt. In wenigen Fällen verkaufen Bürger anderer Städte oder Bewohner des Umlands Stockholms Gartenflächen, die sie geerbt hatten. In den meisten dieser Fälle wurde die Gartenfläche zusammen mit einem Holz- oder Steinhaus innerhalb der Stadt verkauft. Einige Eintragungen verfügen außerdem die Vererbung von Gartenflächen. Die städtischen Gartenflächen im spätmittelalterlichen Stockholm waren also in der Hand von Privatbesitzern. Anhand von Urkunden, die den Verkauf von Gartenflächen regeln, lässt sich ein etwa gleich großer Anteil an weiblichen und männlichen Besitzern feststellen.

29 SDHK 3472.

30 SDHK 19463 (Söderköping), SDHK 21065 und 21067 (Vadstena).

31 G. Dahlbäck, *I medeltidens Stockholm*, Stockholm 1995, S. 50.

32 Å. Holmbäck/E. Wessén, *Magnus Erikssons stadslag*, Stockholm 1962, S. 221, 279, Übersetzung der Autorin.

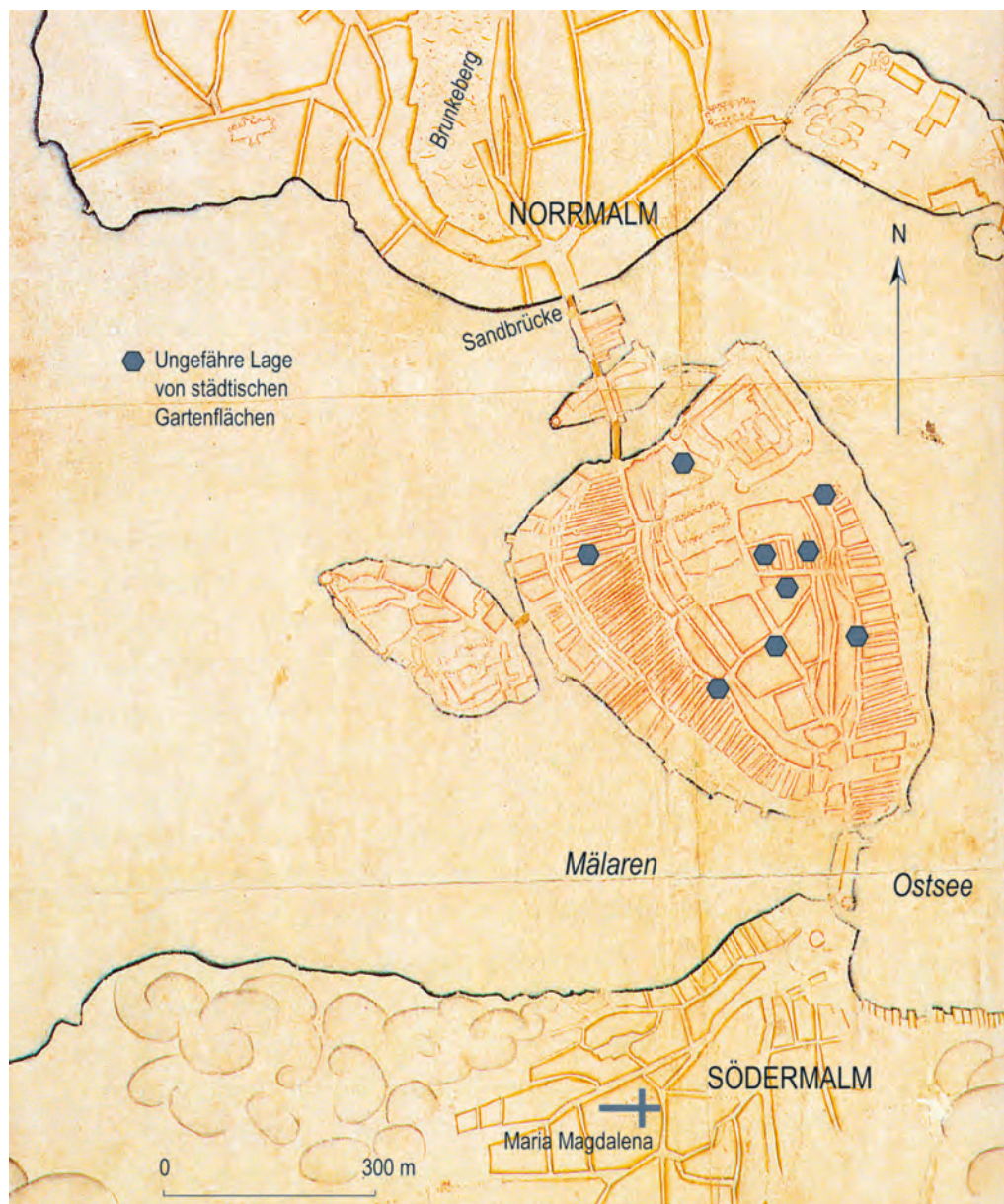


Abb. 4: Karte von Stockholm, undatiert, vor 1625.

Quelle: *Stockholm Stadsarkiv*, HK00103; Bildbearbeitung: *Annika Björklund*.

Die Gartenflächen in Stockholm befanden sich entweder in Stadsholmen innerhalb des Stadtbereichs (zwölf Nennungen), in Norrmalm, nördlich der Stadt (fünf Nennungen) oder in Södermalm, südlich der Stadt (sechzehn Nennungen). In einigen Fällen ist der Ort nicht angegeben. Gartenflächen und Obstgärten befanden sich teils im Stadtbereich, inmitten der Häuser (vgl. Abb. 4). Die meisten dieser Gärten befanden sich am Gebäude und waren beim Verkauf eines Hauses inbegriffen, zum Beispiel in einer Erwähnung aus dem Jahr 1488: „ein Haus mit Keller und einer kleinen Gartenfläche nördlich des Wohngebäudes“; 1511 heißt es: „eine Gartenfläche in Kindstugatan östlich des Hauses, das Mats Goldsmith gehörte.“³³ In einer ausführlichen Beschreibung aus dem Jahr 1489 verkaufte Katrine, Witwe des Kettill, eine Gartenfläche von 32 m² als Teil eines steinernen Wohnhauses. Es gab einen Zugang zu dem Grundstück von Österlånggatan und westlich des Zugangs befand sich ein kleines Holzhaus, an das sich wiederum im Westen eine Gartenfläche anschloss.³⁴ Zwei Jahre zuvor hatte Katrine eine andere Gartenfläche nördlich der Stadt, in Norrmalm, östlich der Brücke, verkauft.³⁵ Bei den Beschreibungen der Lage wird auf Straßennamen, Stadtgebäude und Häuser anderer Leute Bezug genommen. Außerdem wird die Stadtmauer als Referenz genutzt, um die Gartenflächen zu lokalisieren.

In Södermalm lagen die meisten der städtischen Gartenflächen. Einige befanden sich nah am Wasser, entweder in Bereichen mit Brackwasser (nahe der Ostsee) oder am See Mälaren, der Süßwasser bereitstellte (Abb. 4). In einer Reihe von Beispielen aus den Jahren 1490 und 1493 wurden Gartenflächen nördlich und südlich der Straße zur Kirche Maria Magdalena erwähnt.³⁶ 1491 befanden sich einige Gärten an der Straße der Heiligkreuz-Kapelle (schwed. Helga Kors Kapell, heute Sankta Katarina).³⁷ Die Gartenflächen in Norrmalm lagen nahe der sogenannten Sandbrücke. 1487 sind zwei Flächen östlich der Brücke, 1493 eine Fläche westlich der Brücke verzeichnet.³⁸ In dieser Zeit gab es zwischen Norrmalm und der Stadt nur eine Brücke. Sie führte über Helgeandsholmen. Eine weitere Gartenfläche lag „direkt oberhalb“ der Kapelle Sankt Görän, wobei unklar bleibt, ob damit eine Lage nördlich der Kapelle oder ein Hang nahe der Kapelle bezeichnet ist.³⁹

33 J. A. *Almquist* (Hrsg.), *Stockholms stadsböcker från äldre tid, Tänkeböcker 2*, Stockholm 1930 [StTb 2], S. 273 f.; J. A. *Almquist* (Hrsg.), *Stockholms stadsböcker från äldre tid, Tänkeböcker 4*, Stockholm 1931 [StTb 4], S. 213.

34 StTb 2, S. 318.

35 Ebda., S. 230.

36 Ebda., S. 442 (1490); J. A. *Almquist* (Hrsg.), *Stockholms stadsböcker från äldre tid, Tänkeböcker 3*, Stockholm 1930 [StTb 3], S. 61 f. (1493).

37 StTb 2, S. 529.

38 Ebda., S. 230 (1487), S. 529 (1491); StTb 3, S. 94 (1493).

39 StTb 4, S. 236 f.

Die Größe der Flächen wird nur in neun Fällen erwähnt. Sie variiert bei diesen Beispielen erheblich, die kleinste Fläche misst 18 m², die größte 704 m². Die durchschnittliche Größe betrug 209 m². Die meisten der kleinen Gartenflächen lagen in Stadsholmen (also im Stadtkern), während die großen Gärten sich eher in Södermalm befanden. Eine Gartenfläche in Stadsholmen, die mit einem Obstgarten zusammenhing und insgesamt eine Fläche von 270 m² einnahm, zeigt allerdings, dass größere Grünflächen auch innerhalb des Stadtkerns vorhanden waren. Für die Gärten in Norrmalm fehlen Angaben zu ihrer Fläche.

Hinsichtlich der Anbauprodukte ähnelt das Stockholmer Stadtbuch den anderen besprochenen Quellen. Fast alle Gärten werden als *kålgårdar* bezeichnet und zeigen somit indirekt den Anbau von Kohl und Grünkohl an. Einige Beispiele nennen Kräuter- (*kryddgård* und *örtgård*) und Apfelgärten.⁴⁰ Andere Fälle deuten darüber hinaus an, dass die städtischen Gartenflächen umzäunt waren.⁴¹ Dies wird auch durch archäologische Untersuchungen bestätigt.

5. Der Zugang zu städtischen Gartenflächen

Im 18. Jahrhundert wurden die städtischen Gartenflächen im Umland von Karlstad durch die Haushalte der Stadt genutzt. Dies zeigt, dass Ackerland mit Hausbesitz innerhalb der Stadt verbunden war, wobei im Laufe der Zeit oftmals ehemalige Allmendeflächen faktisch zu Privatbesitz wurden.⁴² Das Gebiet, auf dem sich die Gartenflächen außerhalb von Karlstad befanden, wurde der Stadt 1647 von Königin Kristina geschenkt.⁴³ Wie bei solchen Landschenkungen üblich erhielt die Stadt nicht das volle Besitzrecht, sondern verfügte nur über das Landnutzungsrecht. Die Bürger der Stadt zahlten wiederum für die Nutzung der Anbauflächen.⁴⁴ In Karlstad waren nur wenige Gartenflächen ohne eine solche Gebühr zugänglich.⁴⁵ In einigen anderen schwedischen Städten (beispielsweise Kalmar und Enköping) sind die Gebühren für die Nutzung von Gartenflächen ab dem 16. Jahrhundert anhand schriftlicher Quellen nachzuvollziehen.⁴⁶ Im Mittelalter waren die Gartenflächen offenbar privater Besitz, da sie vererbt, von den Bürgern der Stadt verkauft und erworben oder

40 StTb 2, S. 500; StTb 4, S. 213, 357; StTb 3, S. 327.

41 E. Hildebrand (Hrsg.), Stockholms stads tänkeböcker 1474-1483 samt burspråk, Stockholm 1917, S. 27 (1483), StTb 2, S. 216 (1487).

42 A. Björklund (s. A 1).

43 C. E. Nygren, Karlstads stads historia. D. 1 Omfattande tiden 1584-1719, Karlstad 1934, S. 66 f.

44 A. Björklund (s. A 1).

45 Lantmäteristyrelsens arkiv. Historical maps archive online: www.lantmateriet.se/sv/Kartor-och-geografisk-information/Historiska-kartor/A24:228 Karlstads tomt och jordebok fol. 272 [10.03.2020].

46 *Det medeltida Sverige* 4:1, Småland, Møre och Kalmar stad, S. 209, Upplands Handlingar, Landskaps-handlingar, Riksarkivet Stockholm 1553:21, 1558:38.

Kirchen, Klöstern oder ähnlichen Institutionen übereignet wurden. Wie das Beispiel aus Skänninge für das frühe 14. Jahrhundert zeigt, konnten Institutionen wie Klöster städtische Gartenflächen verpachten. Im Mittelalter sind keine Pachtgebühren an die Krone oder städtische Organe belegt.

Welche Auswirkungen hatte der Zugang zu städtischen Gartenflächen? Konnte ein Haushalt mit einigen hundert Quadratmetern seine Subsistenz sichern? Karin Hallgren hat gezeigt, dass die durchschnittlich pro Haushalt zur Verfügung stehende Gartenfläche auf dem Land etwa 500 m² betrug. Ihre Schätzungen zum Nahrungsmittelverbrauch weisen hingegen darauf hin, dass ein Haushalt auf 140 m² ausreichend Lebensmittel anbauen konnte.⁴⁷ Die Gemüsegärten waren ausreichend gedüngt und sehr produktiv. In Handbüchern aus dem 18. Jahrhundert wird dementsprechend empfohlen, zuerst die Gemüsegärten und erst dann die Ackerflächen zu düngen, wenn Düngemittel nicht in ausreichendem Maße vorhanden waren.⁴⁸ Die Größe der Gartenflächen in Karlstad von durchschnittlich 620 m² zeigt also deutlich an, dass nicht nur zur Subsistenz angebaut wurde. Die Größe der Gartenflächen scheint seit dem Mittelalter zugenommen zu haben. Ein direkter Vergleich zwischen den mittelalterlichen Verhältnissen und der besprochenen Situation in Karlstad verbietet sich allerdings, da für das Mittelalter nur die durchschnittliche Größe der Gartenflächen, nicht jedoch der Zugang der Haushalte zu diesen Flächen bekannt ist. Die Größe der Gartenflächen reichte jedoch auch im Mittelalter zur Versorgung eines Haushalts mit Gemüse aus. Darüber hinaus ist für das Mittelalter nicht bekannt, ob die Stadtbewohner Zugang zu alternativen Flächen hatten, da nur Verkäufe und Übereignungen belegt sind.

Alle hier präsentierten Quellen zeigen, dass außerhalb des Stadtkerns Gartenflächen vorhanden waren. Die Gärten sind überdies in der Regel zusammenhängend angelegt. Gartenflächen wie in Karlstad waren also bereits im Mittelalter üblich. Die mittelalterlichen Zeugnisse zeigen außerdem, dass auch innerhalb der Stadtmauern Gärten existierten, in separierten Arealen sowie in der Nähe der Häuser. Im Falle Stockholms konnte die Lage einiger dieser Flächen rekonstruiert werden, und die Stadtkarte zeigt, dass die Gärten über die Stadt verstreut waren.

Obschon die Nutzung der Gärten mit Gebühren verbunden war, erwähnen die Quellen nicht, welche Früchte angebaut wurden. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass die Gebühr in barer Münze und nicht in Naturalien zu entrichten war. Pachtgebühren für Ackerland waren hingegen stets in Naturalien zu begleichen, beispielsweise mit Gerste oder Roggen, so dass der Anbau auf Ackerflächen eindeutig nachvollziehbar ist. Die Erzeugnisse der Gartenflächen waren offensichtlich nicht

47 K. Hallgren (s. A 3), S. 153 ff.

48 Ebda., S. 277 f.

attraktiv. Dennoch lässt sich anhand der Bezeichnungen, zum Beispiel Kohlgarten oder Kräutergarten, annehmen, dass verschiedene Sorten von Wurzelgemüse, Kohl und Kräutern angebaut wurden. Mittelalterliche Rechtsvorschriften sowie mittelalterliche medizinische Handbücher und Kräuterbücher ermöglichen weitere Schlussfolgerungen. In den Vorschriften werden Kohl, Pastinaken, Bohnen, Grünkohl, Zwiebeln, Erbsen und Äpfel erwähnt.⁴⁹ Der Bischof von Västerås, Peder Månsson, erteilt in einem Werk aus dem 16. Jahrhundert Ratschläge zum Anbau auf Gartenflächen (*kålgårdar* und *kryddgårdar*). Er empfiehlt dafür beispielsweise Sellerie, Rote Beete, Koriander, Dill, Meerrettich, Knoblauch, Zwiebeln und Pastinaken,⁵⁰ Sorten, für die auch archäologische Nachweise vorliegen.

6. Fazit

Historische Karten zeigen für Schweden deutlich, in welchen Gebieten städtische Gartenflächen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert angelegt wurden – zumindest außerhalb der bebauten Flächen – und geben Größenverhältnisse an. Für den Stadtkern bestätigen mittelalterliche Quellen wie das Stadtbuch von Stockholm archäologische Untersuchungen und verdeutlichen, wie städtische Gartenflächen die Umgebung der Häuser charakterisierten. Stadtbücher sind auch aus anderen schwedischen Städten überliefert, so dass die Forschung in diese Richtung intensiviert werden könnte.

Die vorliegende Arbeit hat hinsichtlich der historischen Rolle von Gartenflächen innerhalb der Stadt Pionierarbeit geleistet. Es konnte gezeigt werden, dass sowohl im 18. Jahrhundert als auch im Mittelalter private Gartenflächen in der Stadt existierten. Der Zugang zu einer Gartenfläche erleichterte die eigene Versorgung. Aufgrund der Quellenlage ist aber nicht festzustellen, ob die Gärten im Laufe der Zeit an Bedeutung noch zunahmen. Der Zugang zu Gartenflächen könnte im Laufe der Zeit üblicher geworden sein, dennoch verbietet es sich von einer Ruralisierung der schwedischen Städte zu sprechen. Stattdessen kann die Frage gestellt werden, ob die städtischen Haushalte angesichts der großen Gartenflächen ausschließlich für den lokalen Markt produzierten. Hierzu wären jedoch weitere Untersuchungen notwendig.

Übersetzung: Mario Rempe

49 I. Larsson, *Millefolium, rölika och näsegräs. Medeltidens svenska växtvärld i länd tradition*, Stockholm 2009, S. 31, 53 ff.

50 Ebda., S. 56.

Alleen, Gärten und Pflanzen: Städtisches Grün im frühneuzeitlichen Danzig

1. Einführung

Wenn man urbane Grünflächen als einen menschengemachten, künstlichen oder sogar gestalterischen Eingriff in sein Umfeld begreift, erscheint es folgerichtig, diese als einen elementaren Baustein des Stadtraumes zu charakterisieren. Somit ist es konsequent, auch die Existenz respektive die Verortung von Grünflächen in Abhängigkeit von den lokalen politischen, wirtschaftlichen, sozialen, demografischen oder mentalitätsgeschichtlichen Entwicklungslinien zu betrachten. Die folgende Darstellung unternimmt den Versuch, die Soziogenese des städtischen Grüns im frühneuzeitlichen Danzig [Gdańsk] zu erfassen und erkennbar zu machen.

Nebst dem obligatorischen Blick auf die Karte dienen alte Stadt- und Reisebeschreibungen als dazu hilfreiche Dokumente – nicht allein aus Gründen der belletristischen Illustration, sondern in erster Linie für den inhaltlichen Zugewinn nützlicher Details. Gleichwohl gebietet der subjektive Anstrich dieser Quellengattung eine gewisse Vorsicht. Ein Exempel dafür bildet etwa das 1809 vom Schriftsteller und Publizisten Friedrich Karl Gottlieb von Duisburg (1765-1822) herausgegebene „Gemälde von Danzig“, worin es heißt:

„Woran es in Danzig fehlt, das sind öffentliche Gärten in der Stadt, wie man sie in andern großen und volkreichen Städten antrifft. [...] Solche öffentlichen Gärten sind ein Bedürfnis, das Danzig noch mangelt. Aber sie werden wohl immer mangeln, theils weil es überhaupt in der Stadt an großen Gärten fehlt, die dazu eingerichtet werden könnten; theils weil man außer der Stadt, nach allen Seiten hin, der Lust und Vergnügungsplätzchen so viele hat, daß es zu bezweifeln ist, ob ein solches Unternehmen, wenn es auch mit Kosten und mit Ueberlegung und Geschmack begonnen würde, die gehörige Unterstützung finden wird?“¹

1 F.K.G. v. Duisburg, *Gemälde von Danzig, nebst Bemerkungen auf einer Reise von Danzig nach Königsberg*, Berlin/Leipzig 1809, S. 9.

2. Die Vororte

Ungeachtet Duisburgs persönlicher Einschätzungen deuten seine Ausführungen zwei konkrete Sachverhalte an. Zum einen das Fehlen von öffentlichen Grünanlagen innerhalb des Stadtkerns, zum anderen eine ausgeprägte Gartenkultur in den Vorstädten. Ab etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts lässt sich nämlich auch im Fall von Danzig jenes Phänomen beobachten, das ausgehend vom norditalienischen Raum große Teile des europäischen Kontinents durchzog: Eine innerhalb des städtischen Bürgertums sich allmählich herauschälende Oberschicht, kaufkräftig und statusorientiert, zieht es saisonal in die Vororte, um dort mittels prächtiger Landhäuser und dazugehöriger Gartenanlagen einen exklusiven Lebensstil zu pflegen. In einer ganzen Reihe umliegender Ortschaften – beispielsweise Langfuhr [Wrzeszcz], Oliva [Oliwa], Kleinhammer [Kuźnicki], Strieß [Strzyża] – sind reichhaltige Gartenlandschaften nachweisbar, die auch Einzug in die zeitgenössischen Beschreibungen erhielten.² Die Ursachen dieses Prozesses sind klar ersichtlich: Danzig war eine wohlhabende Handelsstadt, in der vermögende Kaufleute und das sich lokal herausbildende Patriziat über den Ostseeraum hinaus ertragreiche Kontakte und Beziehungen pflegten. Das Vermächtnis der grün geprägten Vorstädte ist bis heute evident, jedoch muss eine eingehende Betrachtung dieses Sujets aus mehreren Gründen ausgelassen werden. Erstens kann dies hier aus Platzgründen nicht erfolgen. Zweitens ist die frühneuzeitliche Gartenlandschaft im Umland zuweilen ausgiebig behandelt worden.³ Drittens, weil längst nicht alle der infrage kommenden Ortschaften besitzrechtlich dem Danziger Territorium zugeordnet werden können.⁴ Und viertens würde eine inhaltliche Beschränkung auf Gärten der eingangs erklärten Absicht – die Kontextualisierung von Grünflächen – methodisch nicht gerecht werden. Daher begrenzen sich die Ausführungen geografisch im Wesentlichen auf das Gebiet innerhalb der Stadtmauern.

- 2 Exemplarisch: „[D]ie reizende Ansicht von sieben schönen Gartenhäusern, die den reichsten Familien der Stadt gehören. Diese haben eine sehr interessante Lage, indem sie links meistens an kleinen Auerbergen liegen, und sich an ein dickes, wildes Gebüsch stützen. Ihre Fronte genießt einer trefflichen Aussicht ins Land und nach der Ostsee. Die Gärten sind schön, und auf holländische Art angelegt.“ C. B. *Feyerabend*, *Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland, Litthauen, Vollhynien, Podolien, Gallizien und Schlesien*, in den Jahren 1795 bis 1797. In Briefen an einen Freund. Erstes Bändchen, Germanien [i. e. Danzig] 1798, S. 189 f. Vgl. ebenso W. *Franke*, *Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773. Des Künstlers Tagebuch dieser Reise in deutscher Übertragung und das Skizzenbuch in getreuer Nachbildung*, Leipzig/Berlin 1919, S. 48, 108 oder auch F. K. G. v. *Duisburg* (s. A 1), S. 20 ff.
- 3 Siehe H. *Reichow*, *Alte bürgerliche Gartenkunst. Ein Bild des Danziger Gartenlebens im XVII. und XVIII. Jahrhundert*, Berlin 1927 und Z. *Schwarz/E. Zmijewska*, *Ogrody Gdańska i okolic*, Gdańsk 1995.
- 4 Siehe einführend dazu: M. *Bär*, *Die Entwicklung des Territoriums der Stadt Danzig und ihres kommunalen Verwaltungsgebietes*, in: *Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins* 49 (1907), S. 253-272.



Abb. 1: P. Willer, Dantzig in plano: anno 1687 [1688].

Quelle: Biblioteka Narodowa; <https://polona.pl/item/dantzig-in-plano-anno-1687,OTM5NzQxMzY0/#info:metadata> [15.01.2021].

3. Zwischen den Festungswerken

Ein Blick auf die alten Karten (siehe Abb. 1 und 2) lässt unschwer erkennen, dass Danzig ehemals von soliden Wehranlagen eingegrenzt worden war. Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte es zum polnisch-litauischen Herrschaftsverband, stand also rechtlich unter der Oberhoheit des Königs von Polen und den Großfürsten von Litauen, genoss aber zahlreiche Privilegien, verwaltete sich in der Praxis selbst und betrieb darüber hinaus eine eigene Außenpolitik. Das faktisch autonom agierende Gemeinwesen musste demzufolge wehrhaft sein, auch weil sein Reichtum

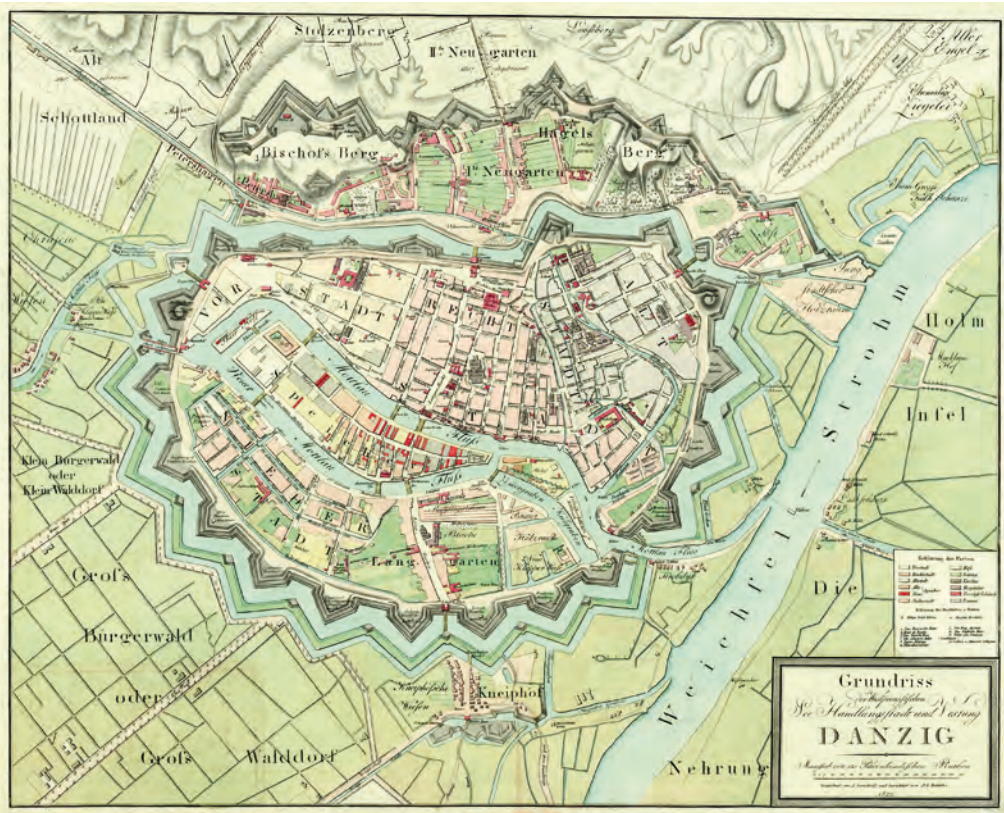


Abb. 2: J. L. Belitski, Grundriss der Westpreussischen See Handlungs Stadt und Vestung Danzig, [1822]; Quelle: *Biblioteka Narodowa*; <https://polona.pl/item/grundriss-der-westpreussischen-see-handlungs-stadt-und-vestung-danzig,MzEwMjUxMzg/o/#info:metadata> [15.01.2021].

die Begehrlichkeiten auswärtiger Mächte weckte. Realiter sah sich das frühmoderne Danzig in nahezu zyklischer Wiederkehr feindlichen Belagerungen ausgesetzt.⁵

Erst vergleichsweise spät wurden die Festungsanlagen geschliffen, genauer gesagt in den 1890er Jahren,⁶ weshalb die Zäsur großer städtebaulicher Eingriffe und im

5 Beispielsweise in den Jahren 1520, 1577, 1656, 1734, 1807 und 1813.

6 M. Omilanowska, Die Entfestigung Danzigs im Kontext der Umgestaltung der deutschen Städte im Laufe des 19. Jahrhunderts, in: T. Torbus / K. A. Wojtczak (Hrsg.), Die maritime Stadt – Hafenstädte an der Ostsee von Mittelalter bis in die Gegenwart, Warschau 2017, S. 315-360. Als Hochzeit der Entfestigung deutscher Städte gilt die Phase zwischen 1791 und 1815. S. Schweizer, Die Entfestigung deutscher Städte als gartenkünstlerische Aufgabe im 18. und 19. Jahrhundert, in: M. Hüberlein / R. Zink (Hrsg.), Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel, Ostfildern 2015, S. 149-167, hier S. 150.

Zuge dessen die Errichtung diverser öffentlicher Grünanlagen⁷ in diese Zeit fällt. Gleichwohl wurden weite Abschnitte des Walls bereits lange davor gezielt begrünt, was diverse Beschreibungen aus dem späten 18. Jahrhundert veranschaulichen: „Auf den Wällen, die mit Linden und andern Bäumen dicht bepflanzt sind, hat man einen angenehmen Spaziergang.“⁸ Oder: „Die Vorstädte abgerechnet, hat sie [die Stadt Danzig, M. B.] etwas über eine halbe Meile im Umfange, denn man gebraucht eine starke Stunde um rund um sie her zu gehen. Dies ist zugleich ein sehr angenehmer Spaziergang, weil sie von einem Wall umgeben wird, der mit Bäumen bepflanzt ist, unter welchen man, wie in einer Allee, reiten, fahren oder gehen kann.“⁹

Darüber hinaus bemerkenswert ist ein Gürtel von Grünanlagen zwischen den inneren und äußeren Festungswerken, also in etwa das Areal vom Bischofsberg [Biskupia Górka] bis zum Hagelsberg [Góra Gradowa] reichend, wo mitunter die „Sandgrube“,¹⁰ Teile von Neugarten [Nowe Ogrody],¹¹ der Schießgarten, der Irrgarten (die sogenannte „Plantage“, siehe Abb. 3) – „ein Lindenwäldchen [das] 1000 Spaziergängern Schatten und Schutz vor Regen gewährt“¹² – und gleich mehrere Friedhöfe situiert waren.

Obgleich lange Zeit wenig in diesem Kontext beachtet, stellen letztere eine feste Größe im Spektrum städtischer Grünflächen dar, die neben ihrem eigentlichen Zweck wichtige klimatische und ökologische Funktionen ausüben.¹³ Topografische

7 Etwa rund um den Wallplatz [Plac Wałowy] (1892), am Heveliusplatz [Plac Obrońców Poczty Polskiej] (1893), am Areal am Karpfenseigen [ul. Karpia] (1894) oder auch am Kriegerdenkmal auf dem Holzmarkt [Targ Drzewny] (1904). Aufgrund dieser und weiterer Eingriffe verdreifachte sich die Größe der Danziger Garten- und Parkanlagen (von rund 9 auf 27 ha) innerhalb von nur 15 Jahren. Vgl. *W. Geisler*, Danzig. Ein siedlungsgeographischer Versuch, Danzig 1918, S. 76-79.

8 A. A. L. G. v. Lehndorf-Bandels, *Meine Reise in's blaue Ländchen, nebst Bemerkungen über Danzig*. In Briefen an einen Freund, Danzig 1799, S. 95.

9 Briefe über Danzig, Berlin 1794, S. 6.

10 Wo es „viel schöne lustige Gärten“ gab. *R. Curicke*, *Der Stadt Dantzig historische Beschreibung, worinnen von dero Ursprung, Situation, Regierungs-Art, geführten Kriegen, Religions- und Kirchen-Wesen ausführlich gehandelt wird*, Amsterdam/Dantzig 1687, S. 31.

11 „Woher es den Nahmen hatt, ist leichtlich zu erachten, nemlich von allerhand Neuen Garten, so dasselbst gebauet worden.“ *Ebda.*, S. 29. Vgl. *F. K. G. v. Duisburg* (s. A 1), S. 16.

12 *J. F. Abegg*, *Reisetagebuch von 1798*, hrsg. von W. und J. Abegg in Zusammenarbeit mit Z. Batscha, Frankfurt a. M. 1976, S. 276. Das zwischen Olivaer Tor und Jakobstor liegende, ehemals morastige Areal wurde 1708 erhöht, planiert und mit kleinen Alleen bepflanzt, zwischen denen Bänke zum Ausruhen standen. Nach kriegsbedingten Zerstörungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam es zur Neuanlegung des Irrgartens, der am 25. März 1810 anlässlich der Vermählung des französischen Kaisers in Napoleonsplatz umbenannt wurde. Siehe *F. K. G. v. Duisburg*, *Versuch einer historisch-topographischen Beschreibung der freien Stadt Dantzig*, Danzig 1809, S. 355 f.; *G. Löschin*, *Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit beständiger Rücksicht auf Cultur der Sitten, Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Handelszweige. Zweiter Theil*, Danzig 1823, S. 478.

13 *N. Fischer*, *Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 1996.



Abb. 3: 50 Prospective von Danzig sind zu haben bey Matthäus Deisch, Danzig 1765.

[1822]; Quelle: *Biblioteka Narodowa*; <https://polona.pl/item/50-prospecte-von-danzig-sind-zu-haben-bey-matthaus-deisch,NDk5MTIz/6/#info:metadata> [15.01.2021].

Übersichtswerke zu Beginn des 19. Jahrhunderts listen insgesamt fünf Begräbnisstätten in Danzig auf, die allesamt zwischen den äußeren und inneren Wallanlagen situiert waren.¹⁴ Der vermeintlich schönste unter den Friedhöfen wird dabei wie folgt beschrieben: „Unter diesen Kirchhöfen zeichnet sich aber einer, der sogenannte Mennoniten-Kirchhof so angenehm und vorteilhaft vor hunderten seiner Brüder aus, daß man ihn bei einer flüchtigen Bemerkung leicht für eine englische Gartenparthie nehmen könnte. [...] Der breite Mittelgang, mit Sand aufgeführt, ist mit einer Allee von holländischen hochstämmigen Linden eingefast [...] Das Ganze scheint mehr eine phantastische Parthie in einem englischen Park, als ein wirklicher Gottesacker zu seyn.“¹⁵

14 Der Friedhof der St.-Salvatorskirche, der Mennonitenfriedhof, der Armen- und Pockenhäusische Friedhof, der Arme-Sünder-Kirchhof und der Hl.-Leichnamskirchhof. *F. K. G. v. Duisburg* (s. A 12), S. 354 f. Vgl. auch *E. O. Dann*, *Topographie von Danzig, besonders in physischer und medicinischer Hinsicht*, Berlin 1835, S. 21.

15 *F. K. G. v. Duisburg* (s. A 1), S. 11-14.



Abb. 4: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773 von Daniel Chodowiecki, Berlin 1895, Nr. 18; Quelle: *Biblioteka Narodowa*, [https://polona.pl/item/von-berlin-nach-danzig-eine-kunstlerfahrt-im-jahre-1773-von-daniel-chodowiecki-108,MTG1NTA4OTA/\[15.01.2021\]](https://polona.pl/item/von-berlin-nach-danzig-eine-kunstlerfahrt-im-jahre-1773-von-daniel-chodowiecki-108,MTG1NTA4OTA/[15.01.2021]).

4. Die Große Allee

Unabhängig von der klaren räumlichen Distinktion der Friedhöfe und den eben benannten Flächen lässt sich explizit an der letzten Textpassage die zunehmende Bedeutung der ästhetischen Wertschätzung von Grünflächen ablesen. Speziell im Laufe des 18. Jahrhunderts erfasste die Idee der Freizeitkultur mit ihrem gesundheitsfördernden Potenzial breitere Bevölkerungsgruppen, wodurch Grünflächen auch im urbanen Kontext aufgrund ihrer Wahrnehmung als Orte „natürlicher“ Schönheit vermehrt als Raum zur Erholung dienen.¹⁶ Das hierfür prägnanteste Beispiel aus Danzig bildet die zwischen 1768 und 1770 angelegte Große Allee, die ein bleibendes Moment im Stadtbild hinterließ. Bei dieser Doppelallee, die ausgehend vom Oliver Tor bis zum Vorort Langfuhr führte, hatte „jede Seitenallee aber [...] eine Breite von 10 Fuß. Die Bäume stehen 14 Fuß aus einander; und da in jeder Reihe 354 Bäume

¹⁶ Siehe dazu *U. Rosseaux*, Naturgenuss und Sommerpläsier. Städtische Gärten um 1800 als Erholungs- und Unterhaltungsräume, in: *M. Häberlein/R. Zink* (Hrsg.), *Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel*, Ostfildern 2015, S. 141-147.

[holländische Linden, M. B.] stehen, so beläuft sich die Anzahl in allen vier Linien auf 1416 Bäume.¹⁷ Die Intention für diesen nachhaltigen Eingriff in das Stadtgefüge geht auf Daniel Gralath (1708-1767) zurück, der 1763 in das Bürgermeisteramt gelangt war. Gralath, so die Überlieferung, machte sich diesbezüglich um die Beschaffung der für das gesamte Vorhaben veranschlagten Summe von 100.000 Gulden verdient, die es ihm innerhalb der wohlhabenden Oberschicht einzuwerben gelang.¹⁸ Nähere Einzelheiten zu dieser Angelegenheit – konkret zu Gralaths Motiven – bleiben im Verborgenen, abgesehen von der Tatsache, dass der im Jahr 1767 verstorbene Initiator die Fertigstellung der noch heute in ihren Grundzügen erhaltenen Allee nicht mehr erlebte.¹⁹

Eine der ersten Beschreibungen dieser Promenade lieferte Daniel Chodowiecki (1726-1801). Der berühmte Kupferstecher, in Danzig geboren und aufgewachsen, machte sich 1773 von Berlin auf in seine alte Heimat und notierte dazu in sein Tagebuch: „Von hier [Langfuhr, M. B.] gelangt man auf eine sehr gut gehaltene, mit jungen Bäumen bepflanzte Allee, die zu beiden Seiten Fußsteige hat, die ebenfalls mit Bäumen besetzt sind, in der Mitte ist der Fahrweg“ (Abb. 4).²⁰

Aus Sicht der einheimischen Bevölkerung mag der zurückzulegende Weg entlang der Baumreihen zunächst jedoch mehr als gemischte Gefühle ausgelöst haben. Als ein Bestandteil des polnisch-litauischen Herrschaftsverbandes bekam Danzig die Auswirkungen der Ersten Teilung (1772) buchstäblich direkt vor Augen geführt. Zwar konnte die Stadt ihre Jahrhunderte lang praktizierte Autonomie weiterhin wahren. Allerdings existierte sie ab 1772 nur noch als eine vom preußischen Machtbereich eingeschlossene Enklave. Die ebenfalls dort geborene Johanna Schopenhauer (1766-1838) schrieb dazu Jahrzehnte später in ihren Memoiren:²¹

„[K]aum eine halbe Stunde vor dem äußersten Tor, am Ende der damals neugepflanzten vier Reihen Linden, die jetzt zu einer der schönsten Alleen herangewachsen sind, war der preußische Adler über Nacht aufgerichtet, und wenige Schritte weiter, am Anfange des beinahe aus lauter schönen Landhäusern wohlhabender Bürger bestehenden Örtchens Langfuhr, stand der Greuel aller Greuel, das Zollamt [...]. Jeder Fußgänger wurde vor dem Akzisegebäude angehalten und mußte es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn man, um sich zu überzeugen, daß er nichts Akzisebares bei sich führte, mit Durchsuchung seiner Taschen ihn verschonte. [...] Damen und Kinder mußten zuweilen im heftigsten Platzregen aus ihrem Wagen steigen und unter

17 F. K. G. v. Duisburg (s. A 12), S. 455.

18 Ebda., S. 455 f. oder H. Reichow (s. A 3), S. 24.

19 Seit 1893 erinnert ein Gedenkstein vor Ort an Daniel Gralath.

20 W. Franke (s. A 2), S. 36.

21 J. Schopenhauer, Im Wechsel der Zeiten, im Gedränge der Welt. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe, Düsseldorf/Zürich 2000, S. 77, 79.

dem Hohngelächter ihrer Peiniger geduldig unter freiem Himmel es abwarten, bis es jenen gefiel, die Visitation auch der verborgensten kleinen Räume im Wagen langsam zu vollenden.“

Mit der Zweiten Teilung Polen-Litauens (1793) nahm das Hohenzollernreich schließlich Besitz von der Stadt. Mit dem Ende der Selbstverwaltung hatten sich die politischen Vorzeichen grundlegend verändert; aber auch das Erscheinungsbild der knapp ein Vierteljahrhundert zuvor befestigten Allee, die mehr und mehr zu einem Erholungsraum avancierte, was der folgende Auszug illustriert:

„[E]ine lange, kunstmäßig angelegte Allee, die einen äußerst reizenden Spaziergang bildet. [...] Vier Reihen holländischer Linden führen einen schnurgeraden Weg, dessen Ende man nicht absehen kann. In der Mitte ist ein breiter Platz für die Fahrenden, beide Seiten aber sind nur zu Promenaden für die Fußgänger eingerichtet. Die Bäume sind schön ausgewachsen, werden aber immer beschnitten, und stoßen so dicht mit einander zusammen, daß man unter einer beständigen grünen Decke fortgeht. Für den Regen ist man unter diesen Bäumen wenigstens eine ziemliche Zeitlang gesichert. Eine Menge Ruhebänke laden den Wanderer zu sich ein; auch findet man hier einige Erfrischungen. Diese Allee ist die Lieblingspromenade der Danziger Bürger; alles versammelt sich hier gegen Abend in großer Anzahl, um den Segen der Natur einzuathmen. Jeder sitzt, steht, geht oder badiniert [scherzt] mit einander, je nachdem es ihm beliebt.“²²

Der Bedeutungswandel, den die Große Allee symbolisch für Danzigs politisches Schicksal im Zeitraum von der Ersten bis nach der Zweiten Teilung Polen-Litauens durchlaufen hatte, also von der Zufahrt zum preußischen Schlagbaum bis zur vorstädtischen Flaniermeile, erhielt mit den Ereignissen von 1807 eine weitere Interpretationsfolie. Im April des Jahres rückte die siegreich nach Osten ziehende napoleonische Armee vor die Stadt. Die Belagerung und Bombardierung derselben hatte rund einen Monat gedauert, bevor am 24. Mai 1807 die Kapitulation unterzeichnet wurde und Danzig für annähernd sieben Jahre unter französische Vormundschaft geriet. Noch vor dem feindlichen Beschuss hatten die preußischen Machthaber aus militärstrategischen Abwägungen veranlasst, einen Teil der aufgereihten Bäume zu fällen.²³

Welche Reaktion dies bei der Bevölkerung hervorrief, mutmaßt ein Gedicht, das der Schriftsteller Johann August Arnewald (1777-1830) diesem Ereignis widmete:

22 C. B. Feyerabend (s. A 2), S. 147 f. Vgl. auch A. A. L. G. v. Lehnendorf-Bandels (s. A 8), S. 31 f.; J. F. Abegg (s. A 12), S. 117 oder E. O. Dann (s. A 14), S. 95.

23 „[D]en 9. April [1807] wurde sie ungefähr dem fünften Theile nach, 420 Schritte vom [Olivaer] Thore ab, weggehauen; [...] der Feind konnte sich zu sehr hinter den Bäumen verstecken“. A. F. Blech, Geschichte des Siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807 bis 1814. Erster Theil, Danzig 1815, S. 35.

***Elegie auf die in der letzten Belagerung abgehaune Bäume der Lindenallee*²⁴**

*Ihr sankt dahin, geliebte Linden,
in der Vernichtung Grab;
ich werd' nicht mehr den Schatten finden,
den euer Dach mir gab.*

*Kein Finke ruft, kein Zephyr flüstert
in euern Zweigen mehr,
die ineinander, wie verschwistert
sich wiegten hin und her.*

*Ihr gabt dem Wanderer so freundlich
den Schutz, den er begehrt;
doch nun war diese Wohlthat feindlich
und ihr des Beiles werth.*

*Ihr sankt von Freundeshänden nieder,
wie mancher Menschenfreund
für Menschenglück, doch eure Brüder
die rettete der Feind.*

*Ihr sandtet sanfte Kühlung nieder,
eh' man euch weggeraft;
und wärmte auch des Armen Glieder
mit eurer letzten Kraft.*

*Mir bleibt euer vieles Gute
in stiller Wehmuth werth;
der ich euch einst mit bangem Muthe
das Todesurtheil schrieb.*

Die 1810 gedruckten Verse können in diesem Fall als eine besondere literarische Form der Selbstreflexion angesehen werden, da Arnewald – als damaliger Polizeikommissar – selbst den Befehl der preußischen Machthaber ausführen musste. Die Große Allee wurde dann wenige Jahre später wieder instandgesetzt und bildet noch heute die Hauptschlagader des Danziger Stadtverkehrs.²⁵

5. Botanische Gärten

Eine spezielle Ausprägung von Grünanlagen waren und sind botanische Gärten. Die in Europa ab dem 16. Jahrhundert sich spürbar verbreitenden grünen Oasen markieren insofern den Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, als dort nicht mehr nur Heilpflanzen gezüchtet wurden, sondern zunehmend die Erforschung und Kultivierung von Arten außereuropäischen Ursprungs stattfand. Die Entdeckung, Erschließung und Kolonisierung der überseeischen Gebiete erweiterte ebenso dynamisch den Wissenshorizont der Gelehrten wie die sich damit einhergehend etablierenden Handels- und Kommunikationswege. Für den Besitzer eines botanischen Gartens war es folglich unerlässlich, Zugang zu den entsprechenden Personenkreisen

24 Spätlinge. Gedichte von August Arnewald, Danzig 1810, S. 85-87. Für die Bereitstellung des Auszuges sei ausdrücklich Dr. Zofia Tylewska-Ostrowska von der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften gedankt.

25 In ihrem Bestehen sukzessive noch benannt als Langfuhrsche Allee, Lindenallee, Große Allee, Hindenburgallee, aleja Marszałka Rokossowskiego, aleja Zwycięstwa.

zu erhalten, um auf diese Weise sein Inventar zu erweitern oder sich untereinander auszutauschen. Die praktischen Voraussetzungen dafür waren in der wirtschaftlich florierenden Hafenstadt Danzig nicht ungünstig. Die zentrale Lage im Ostseeraum, die Zugehörigkeit zur Hanse sowie die Verbindungslinien zum Hinterland schufen die Rahmenbedingungen für die Etablierung von Korrespondenz-, Tausch- und Erwerbsnetzwerken.

Den vermutlich ersten botanischen Privatgarten in Danzig etablierte der Arzt und Professor Joachim Oelhaf (1570-1630) im frühen 17. Jahrhundert. Ein öffentlich-städtisches Äquivalent sucht man in dem republikanischen Gemeinwesen vergebens, auch weil etwaige Einrichtungen für eine dauerhafte institutionelle Verankerung, wie zum Beispiel eine Universität, (noch) nicht ausgereift waren. Oelhafs Anlage befand sich angeblich auf dem Wall, weshalb der Stadtrat nach seinem Tod verfügte, diese wegen der vermeintlich ungeeigneten Stelle wieder aufzulösen. Mit ausdrücklicher Erlaubnis des Ratskollegiums hingegen eröffnete um 1615 der Apotheker Jacob Placotomus (1575-1620) ein hauptsächlich mit Heilkräutern bestücktes Areal, das der französische Diplomat Charles Ogier (1595-1654) während seines Aufenthaltes in der Stadt 1635 vor Augen geführt bekam, „wo ich viele medizinische Stauden und Kräuter gesehen habe. Es fanden sich dort auch reife und saftige Feigen. Die Weintrauben waren noch unreif; man weiß sie zuletzt aber doch, wenn man auch dabei von der Naturbeschaffenheit des Bodens durchaus nicht begünstigt wird, durch Sorgfalt und Pflege zu einer gewissen Reife zu bringen“.²⁶

Den höchsten Bekanntheitsgrad unter den einheimischen Botanikern im 17. Jahrhundert erlangte indes Jakob Breyne (1637-1697). Der Sohn eines aus Brabant stammenden Kaufmanns widmete den Großteil seines Lebens der Pflanzenkunde, wobei die Schlüsselrolle dafür seinem Studienaufenthalt im holländischen Leiden zukommt. Entgegen der väterlichen Absicht, dort eine kaufmännische Ausbildung zu absolvieren, gab sich der junge Breyne ausgiebig botanischen Studien hin. In Leiden, das er zeitlebens mehrfach besuchte, erhielt er Zutritt zu den dortigen Gärten, tauschte sich regelmäßig mit Gelehrten und Botanikern aus und knüpfte obendrein Kontakt zu einflussreichen Personen, die in Kolonialgeschäften tätig waren. Darüber und mittels eines weitreichenden Netzwerks an Korrespondenten gelangte Breyne an exotische und seltene Pflanzen, die seinen eigenen, in Danzig angelegten Garten bereicherten. Wo sich das Breynsche Laboratorium genau befand, ist jedoch ungewiss. Anzunehmen, aber nicht zu beweisen ist, dass sich das Gelände an der Brabank [ul. Stara Stocznia] an der Mottlau befand. Johann Philipp Breyne (1680-1774) trat in die Fußstapfen seines Vaters und unterhielt in Langgarten [Długie Ogrody] (vermut-

26 So lautet die Übersetzung nach G. Löschin, Ogier's Bericht über seinen Aufenthalt in Danzig im Jahre 1635, in: Beiträge zur Geschichte Danzigs und seiner Umgebungen 2 (1837), S. 17-61, hier S. 32.



Abb. 5: J. T. Klein, *Historiae Avium Prodomus, Lubecae 1750*, Titelvignette.

Quelle: *Pomorska Biblioteka Cyfrowa*, <https://pbc.gda.pl/dlibra/publication/57161/edition/51118/content> [15.01.2021].

lich in der heutigen ul. Elbląska,) ebenfalls einen botanischen Garten, in dem mitunter Ananas und Bananen kultiviert wurden. Direkt nebenan verstand es auch dessen Zeitgenosse und enger Vertrauter, der Gelehrte Jacob Theodor Klein (1685-1759), in seinem 1718 errichteten Refugium (Abb. 5) Rares und Exotisches anzupflanzen. Rund 340 verschiedene Arten – unter anderem aus Indien, Ceylon oder China – sollen dort angebaut worden sein, darunter neben der Ananas- auch die Kaffeepflanze.²⁷

Sowohl die Personen Johann Philipp Breyne und Jacob Theodor Klein als auch deren Anlagen verband eine Reihe an Gemeinsamkeiten. Beide bereisten im Zuge ihrer Studien weite Teile des europäischen Kontinents. Beide unterhielten und pflegten den brieflichen Austausch zu einer Vielzahl von namhaften Gelehrten jenseits

²⁷ Vgl. insgesamt dazu: Z. Schwarz, Prywatne ogrody botaniczne a rozwój nauk przyrodniczych w ośrodku gdańskim w XVI-XVIII wiekach, in: *Kwartalnik Historii Nauki i Techniki* 31 (1986), Nr. 2, S. 411-444; Z. Schwarz, Private Botanical Gardens in the 17th-18th Centuries and the Development of Natural Sciences in the Gdańsk Centre, in: A. Zemanek / B. Zemanek (Hrsg.), *Studies on the History of Botanical Gardens and Arboreta in Poland*, Kraków 1993, S. 29-45, bes. S. 31-40; K. Wierzchowska-Renke, Heilkräuter und Nutzpflanzen in den Gärten des alten Danzig und ihr Anwendungsbereich, in: G. H. Gornig (Hrsg.), *Dritte deutsch-polnische Begegnung zu Wissenschaft und Kultur im zusammenwachsenden Europa*, Lübeck 1999, S. 21-31, hier S. 25-30.

der eigenen Stadtgrenzen. Beide wurden zu Mitgliedern von diversen Akademien und Sozietäten ernannt. Auf diese Weise hoben beide das Renommee ihrer Heimatstadt als eines lebendigen Orts der Wissenschaften. Und schließlich wiesen die botanischen Gärten beider Persönlichkeiten nicht nur eine Vielzahl seltener Pflanzen auf, sondern entwickelten sich fernerhin zu einem exklusiven Ort, den auch einige Monarchen besuchten.

Erwähnenswert sind überdies noch zwei botanische Gärten, deren Errichtung in das ausgehende 18. bzw. in das beginnende 19. Jahrhundert zu datieren ist. Zum einen im Hoehnepark in Ohra [Orunia], der seit dem frühen 17. Jahrhundert stets im Besitz des Danziger Bürgermeisters war. Dort gestaltete der Privatgelehrte und Naturwissenschaftler Gottfried Reyger (1704-1788), ein Verwandter des Bürgermeisters Johann Gottfried Reyger (1725-1793), in den 1780er Jahren einen botanischen Garten, der jedoch den Kampfhandlungen während der Napoleonischen Kriege zum Opfer fiel.²⁸ Zum anderen sei das grüne Refugium im nordöstlich der Stadt gelegenen Heubude [Stogi] von dem aus Dänemark stammenden Sören Björn (1744-1819) genannt.²⁹ In der Summe lässt sich die Existenz gleich mehrerer botanischer Gärten im frühneuzeitlichen Danzig nachweisen. Diese gelten als Ausweis dafür, dass sich innerhalb des Bürgertums eine Schicht herausbildete, die die finanziellen Ressourcen, das fachliche Wissen und das soziale Kapital für den Unterhalt einer solchen Anlage aufbringen konnte. Aufgrund des privaten Zuschnitts ihrer Provenienz war das Dasein der Gärten nur von temporärer Natur. Generell ist der Informationsgehalt zu den einzelnen Anlagen als gering einzustufen. Hinsichtlich ihrer Lokalisierung bleibt immerhin festzuhalten, dass, soweit bekannt, die jeweiligen Standorte entweder am Stadtrand oder in den Vororten gelegen waren.

6. Innerhalb der Stadtmauern

Wie war der Raum innerhalb der inneren Festungswerke beschaffen, der sich aus der Altstadt [Stare Miasto], der Rechtstadt [Główne Miasto], der Vorstadt [Stare Przedmieście], der Speicherinsel [Wyspa Spichrzów], der Niederstadt [Dolne Miasto] und Langgarten zusammensetzt, wobei die beiden erstgenannten Teile als das heu-

28 Siehe dazu *J. Muhl*, Ausflüge in die Danziger Umgegend und das Werder-Gebiet, Danzig 1992, S. 13 f.; *H. Reichow* (s. A 3), S. 35 f. Den Park besichtigte Johann Bernoulli III. (1744-1807) während seines Aufenthaltes in Danzig 1778/79 („der Garten ist sehr groß, unregelmäßig, und hat einige ganz angenehme Parthien“). *Johann Bernoulli's Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen*, in den Jahren 1777 und 1778. Erster Band, Leipzig 1779, S. 163.

29 Die einzige Beschreibung dazu liefert *K. Biernacka*, *Podróż z Włodawy do Gdańska powrotem do Nieborowa w roku 1816 opisana w listach Wandy, Eweliny i Leokadii przez Polkę K. z H. Ma. B...cką*, Wrocław 1823, S. 146.

tige Stadtzentrum aufgefasst werden? „Danzig ist eine für seine Bevölkerung nicht umfangreiche Stadt, mit hohen Häusern und engen Straßen, die noch ganz das alterthümliche Gepräge der reichen Handelsstadt trägt.“³⁰ Das Urteil des Arztes Louis Stromeier (1804-1876) findet sich in vergleichbarer Form in mehreren Beschreibungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wieder, woraus sich in der Summe ein nahezu einheitliches Bild zeichnen lässt: Charakteristisch für den Kern des frühneuzeitlichen Danzig war ein Netz an schmalen Gassen sowie eine dichte Bebauung, die kaum Platz für weitläufige Grünflächen bot. Die gleichwohl vielfach notierte Existenz von Bäumen in den Straßen und vor den Häusern verstärkte letztlich nur noch den Eindruck der empfundenen Enge und Dunkelheit.³¹ Als Kompensation der fehlenden Gärten an den oftmals tief gebauten Häusern in der Rechtstadt dienten die den Gebäuden vorgelagerten Beischläge; ein markantes Bauelement der dortigen urbanen Architektur.

Die Ursache für die frappierende Dichte an Häusern – am Ende des 18. Jahrhunderts sollen es rund 8.000 gewesen sein³² – ist eng an die demografische Entwicklung der Stadt geknüpft. Danzig erlebte im Verlauf der Frühen Neuzeit einen enormen Bevölkerungszuwachs. Speziell zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges übte der davon unbetreffene und gleichzeitig wirtschaftlich florierende Ort eine große Anziehungskraft aus. In der Mitte des 17. Jahrhunderts lebten dort rund 70.000 Menschen; somit war die Stadt sowohl eine der bevölkerungsreichsten nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auch in Ostmitteleuropa. Und diese hohe Zahl konzentrierte sich auf ein weitgehend abgeschlossenes, von den Festungswerken begrenztes Areal, dem es überdies an landwirtschaftlichen Anbauflächen für den ansteigenden Lebensmittelbedarf mangelte. In der Konsequenz wies zum einen Danzigs Zentrum notgedrungen eine auffallend enge Bebauung auf, zum anderen beförderte die dichte Agglomeration die Entstehung von Vorstädten in der naturnahen Umgebung. Dergestalt finden sich lediglich vereinzelte Hinweise auf Grünflächen innerhalb des

30 L. Stromeier, Skizzen und Bemerkungen von einer Reise nach Danzig und dessen Umgegend, im August und September 1831, im Auftrage der Königl. Hannov. Immediat-Commission gegen die Cholera unternommen, Hannover 1832, S. 4.

31 Etwa: „Alle Straßen sind zwar unregelmäßig, aber dicht, nach Gutbefinden der Hausbesitzer mit Bäumen besetzt; wodurch, besonders bei umzogenem Himmel, dieser Theil der Stadt äußerst düster wird und in den ohnehin schon sehr engen Gassen, die Giebel der Häuser sehr versteckt werden.“ J. Meerman's, Herrn von Dalem und Buren, Reise durch den Norden und Nordosten von Europa. In den Jahren 1797 bis 1800. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Rühs. Teil 2, Weimar 1810, S. 577. Siehe ebenso J. F. Abegg (s. A 12), S. 117, 119; J. P. Graffenauer, Meine Berufsreise durch Deutschland, Preussen und das Herzogthum Warschau in den Jahren 1805, 1806, 1807 und 1808, Chemnitz 1811, S. 139. Vgl. dazu auch W. Geisler (s. A 7), S. 74 f.

32 Laut F. Herzberg, Süd-Preußen und Neu-Ost-Preußen nebst dem zu dem Preußischen Schlesien geschlagenen Theile der vormaligen Woiwodschaft Krakau und den der Provinz West-Preußen einverleibten Handels-Städten Danzig und Thorn. Eine geographisch-statistische Skizze, Berlin 1798, S. 237.

frühneuzeitlichen Stadtzentrums, wie etwa der Garten am Franziskanerkloster³³ oder einzelne mit Bäumen bepflanzte Promenaden am inneren Stadtgraben.³⁴ Ein markantes Charakteristikum offenbart darüber hinaus das Fehlen eines herrschaftlichen Sitzes mit einer repräsentativen Grün- bzw. Parkanlage. Denn die bestehende Burg, aus der vormalig die Vertreter des Deutschen Ordens heraus regierten, war in der Mitte des 15. Jahrhunderts zerstört worden, als die Danziger sich der Herrschaft des Ordens entledigten. Somit spiegelt sich an der Nichtexistenz einer hoheitlichen Residenz im Stadtraum unmittelbar die Historie des mehrere Jahrhunderte währenden republikanischen Gemeinwesens wider.

Als de facto „grüne Lunge“ Danzigs existierte hingegen das als „Langgarten“ betitelte Gebiet am Rande der Festungswerke. Bereits eine knappe Passage aus der 1687 gedruckten Stadtbeschreibung von Reinhold Curicke (1610-1667) beschreibt das Areal, wo „es daselbst schöne, grosse, lustige, insonderheit aber fruchtbare Gärten giebt“.³⁵ Eine weitere Skizzierung lieferte mehr als einhundert Jahre später der Niederländer Johan Meerman (1753-1815): „Langgarten, das durch die Insel mit den Magazinen von der eigentlichen Stadt getrennt wird, prangt mit einer breiten Hauptstraße; in der Mitte derselben liegt eine mit Gittern befriedigte Promenade, an welcher die Häuser des Gouverneurs und des russischen Konsuls stehen. Die schönen Wälle, welche alle diese Theile umgeben, werden gut unterhalten; nur Schade, daß sie nicht überall von Bäumen beschattet werden.“³⁶

Aufgrund der Distanz zur Altstadt und zur Rechtstadt sowie der angesprochenen klaren räumlichen Trennung, zum einen durch die Mottlau und zum anderen durch die Speicherinsel, lässt sich diesem Gebiet die Funktion eines fernab der Siedlungskerne liegenden Stadtgartens zuschreiben. Oder, anders formuliert, ist zwischen Stadtkern und Stadtteil eine gewisse komplementäre Beziehung erkennbar, analog zur idealtypischen Symbiose von „Haus“ und „Garten“, hier gleichwohl in einem größeren Maßstab. Dafür spricht nicht zuletzt die sich eingebürgerte Bezeichnung als „Langgarten“ für diesen Komplex.

33 H. Reichow (s. A 3), S. 42.

34 „Lassen sie uns die längst dem Stadtgraben hinlaufenden breiten Wege betrachten, die nach dem Oliwaer Thore und dem Petershager Thore hinführen [...] Sonst war dieser Weg, den man wohl als Promenade mit aufzählen kann, mit schattigen Bäumen bepflanzt, welche ein Doktor der Arzneikunst, Remus, zu diesem Behufe, aus seinem Garten unentgeltlich hergab.“ F. K. G. v. Duisburg (s. A 1), S. 14 f. Siehe dazu ebenso F. K. G. v. Duisburg (s. A 12), S. 357 f.; G. Löschin (s. A 12), S. 353; H. Reichow (s. A 3), S. 24.

35 R. Curicke (s. A 10), S. 29. Dies umfasste ebenso Zier- wie auch Obst- und Gemüsegärten.

36 J. Meerman's (s. A 31), S. 578. Vgl. dazu auch F. K. G. v. Duisburg (s. A 12), S. 198-200.

7. Fazit

Die Errichtung und Pflege von Grünflächen um und in Danzig setzte eine Entwicklung in Gang, die am Ausgang der Frühen Neuzeit ein kartografisches Muster hinterließ, dessen Konturen einer klaren Anordnung folgten. Um die Stadt herum spannte sich ein Gürtel von Vororten und Dörfern, in denen – eingebettet in die fruchtbare Gegend – zahlreiche Gärten errichtet worden sind. Mit der Anlegung der Großen Allee am Ende der 1760er Jahre ist ein augenfälliges Verbindungsstück zwischen Stadt und Umland geschaffen worden, wobei die Zweckmäßigkeit der Allee in der Folge nicht weniger unter ästhetischen als unter funktionalen Gesichtspunkten zum Tragen kam. Von mehrfacher Bedeutung für das urbane Gefüge waren die Festungswerke, die ausgehend von ihrem militärischen Nutzen simultan als das zentrale raumgliedernde Element des Stadtgebiets anzusehen sind, was an dem markanten Bereich zwischen den äußeren und inneren Wallanlagen ins Auge fällt, in dem mehrere grüne Anlagen situiert waren. Und schließlich dienten die Mauern selbst als Bepflanzungsfläche – hier vor allem für damals beliebte Wege zum Promenieren. Danzigs Kernterritorium zeichnete sich ebenfalls durch eine klare Struktur hinsichtlich der dort verortbaren Grünflächen aus, die ein kontrastreiches Stadtbild erzeugen: Auf der einen Seite der eng bebaute und dicht bevölkerte Bereich um die Altstadt und Rechtstadt, auf der buchstäblich anderen Seite – jenseits der Mottlau und der Speicherinsel – das großflächig begrünte Gebiet namens Langgarten.

Der Bestand an Grünflächen im frühneuzeitlichen Danzig sowie deren Lokalisierung und mithin die distinktive räumliche Staffelung resultierten unmittelbar aus den politischen, demografischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Entwicklungen vor Ort, die zudem eng miteinander verwoben waren. Mit dem Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens in der Mitte des 15. Jahrhunderts begann ein neues Kapitel in der bewegten und komplexen Geschichte der Stadt. Formell unter der Oberhoheit der polnisch-litauischen Krone stehend erlebte Danzig eine mehr als drei Jahrhunderte währende Phase faktischer politischer Selbständigkeit, flankiert von lang anhaltender wirtschaftlichen Prosperität und erheblichem Bevölkerungszuwachs. Letzteres hatte ebenso zur Folge, dass die dicht bebauten Flächen der Innenstadt der Errichtung von Grünanlagen die Grundlage entzogen. Einer Ausdehnung des Stadtgebiets war mit den erbauten und erweiterten Festungswerken zum Zwecke der eigenen Wehrhaftigkeit und Verteidigung eine zusätzliche Barriere gesetzt, die vergleichsweise lange existent blieb und somit dauerhaft auch eine gestalterische Funktion innehatte. Die Formierungsprozesse innerhalb des Bürgertums des Stadtstaates schufen hingegen eine gesellschaftliche Absonderungsdynamik, wodurch das Patriziat in steigendem Maße mondäne Anwesen im Umland erwarb und unterhielt. Dabei kam der Errichtung prächtiger Gartenanlagen zum Zwecke

der Repräsentation eine essentielle Bedeutung zu. Die Kumulation von Ressourcen begünstigte ferner die Herausbildung einer Personengruppe, die sich vermehrt wissenschaftlich-gelehrten Inhalten und Tätigkeiten widmen konnte – davon zeugen mehrere botanische Gärten in Danzig. Überhaupt lässt sich dort nicht selten (einfluss)reichen Individuen die Initiative zur Errichtung von Grünflächen zuschreiben, wobei Aspekte der Ästhetik und Rekreation zunehmend in den Vordergrund traten, wie etwa bei der Anlegung der Großen Allee. Danzigs republikanisches Gefüge in der Frühmoderne machte schließlich eine Residenz fürstlicher Prägung obsolet, weshalb das Fehlen einer angegliederten Garten- bzw. Parkanlage ein weiteres ortstypisches Kennzeichen darstellt. Unabhängig von existenten Gemeinsamkeiten zu anderen Städten oder auch von strukturellen Eigenheiten ist die Genese von Grünflächen im frühneuzeitlichen Danzig ein Ergebnis vielfältiger Prozesse, die sich im urbanen Raum in besonderem Maße verdichteten und ineinandergriffen. Grünflächen formten die Stadt und wurden durch jene geformt. Sie kennzeichnen ein konstitutives Element des städtischen Raums, nicht zuletzt weil an ihnen die vielschichtige Historie des Ortes ablesbar ist.

AUTORINNEN / AUTOREN

Dr. Marc Banditt

Historiker und Mitarbeiter beim Urania „Wilhelm Foerster“ Potsdam e.V. Er wurde 2018 an der Universität Potsdam mit einer Dissertation über das Zeitalter der Aufklärung in Danzig am Beispiel der 1742/43 gegründeten Naturforschenden Gesellschaft promoviert. Daneben gehören die brandenburgisch-preußische Landesgeschichte und die Kulturgeschichte Berlins zu seinen Forschungsinteressen und -schwerpunkten.

Mirjam Beier M.A.

Nach dem Studium der Musikwissenschaften, Mittleren und Neueren Geschichte und Historischen Hilfswissenschaften in Hamburg und Köln wechselte sie 2015 als Forschungsassistentin an die Universität Salzburg. Dort arbeitete sie in einem Projekt zur kritischen Edition einer Musiker-Korrespondenz des 18. Jahrhunderts und promoviert zum italienischen Opernbetrieb des 18. Jahrhunderts am Beispiel der Sängerin Marianne Pirker. Seit 2018 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg im Projekt „Digital-interaktive Mozart-Edition“.

PhD Annika Björklund

promovierte 2010 an der Universität Stockholm über „Historical Urban Agriculture, Food Production and Access to Land in Swedish Towns Before 1900“, einer Studie, die vor allem den Zugang der Stadtbewohnerschaft zu landwirtschaftlichen Nutzflächen betrachtet. Seit 2012 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich mittelalterliche Quelleneditionen am Nationalarchiv Stockholm und hat mehrfach in der Reihe *Det medeltida Sverige* (Das mittelalterliche Schweden) publiziert.

Dr. Anna Paulina Orłowska

ist Historikerin mit den Schwerpunkten Wirtschaftsgeschichte, Ontologie und *Digital Humanities*. Sie promovierte 2015 zu einem Danziger Kaufmannsbuch der Hansezeit (inkl. Edition).

Aktuell ist sie Assistenzprofessorin am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Forschung zu Jahrmarktsnetzwerken in Mittelalter und Früher Neuzeit und deren Einfluss auf räumliche und zeitliche Strukturen wurde unter anderem im Rahmen der Marie-Sklodowska-Curie-Actions gefördert.

Dr. Ansgar Schanbacher

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen. Nach der Promotion zur Nahrungskrise der 1840er Jahre in Nordwestdeutschland war er zwischen 2016 und 2020 Postdoktorand und Koordinator des Göttinger Projekts „Nachhaltigkeit als Argument“ und forscht zur Umweltgeschichte der frühneuzeitlichen Stadt mit Schwerpunkt auf Mitteleuropa und den Niederlanden.

Dr. Martin Stuber

Historiker mit den Schwerpunkten ökonomische Aufklärung, Commons und naturale Ressourcen (Wälder, Kulturpflanzen, Feuchtgebiete); Senior Scientist am Historischen Institut der Universität Bern, Leiter der Editions- und Forschungsplattform *hallerNet*, Co-Präsidium der *Schweizerischen Gesellschaft für ländliche Geschichte*.

Dr. Ulf Wendler

ist Stadtarchivar von Chur (Schweiz). Er studierte Geschichte und Volkskunde in Hamburg und Zürich. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen und schweizerischen Seuchen-, Sozial- und Stadtgeschichte. Als letzte Monografie erschien von ihm 2017 das Buch „Philipp Julius Toppius (1649-1727). Selbstzeugnisse eines Pastors und die Disziplinierung der ländlichen Gesellschaft“. Zurzeit liegen seine Arbeitsschwerpunkte auf den medizinischen und religiösen Seuchenschriften des Fürstentums Lüneburg sowie den demografischen Folgen der Pest in den ländlichen Gebieten dieses Territoriums.

BESPRECHUNGEN

INGRID BRECKNER/ALBRECHT GÖSCHEL/
ULF MATHIESEN (Hrsg.), *Stadtsoziologie
und Stadtentwicklung. Handbuch für
Wissenschaft und Praxis*, Baden: Nomos
2020, 847 S., 148,- €

Dieses mit 847 Seiten umfangreiche Handbuch will zweierlei: über die Ansätze einer Spezialdisziplin der Soziologie, der Stadtsoziologie („spezifisch sozialwissenschaftliche Stadtforschung“) informieren, und zum anderen über die reale Entwicklung der Städte („die Stadt und ihre Entwicklung“). Diese doppelte Absicht ist nicht zufällig. Stadtsoziologie sah sich immer auch als Teil der kognitiven Infrastruktur der Gesellschaft, die seismographisch die räumliche Entwicklung auf sozialen und gesellschaftlichen Wandel abtastete.

Die Disziplin könnte gerade einen sehr runden Geburtstag feiern. Vor einem Jahrhundert wurde eine eigenständige Stadtsoziologie in Chicago aus der Taufe gehoben, die die Stadt vor der Tür zu ihrem Labor erklärte. Sie verband zum ersten Mal programmatisch Zeitdiagnosen der modernen Stadt in den verschiedensten Bereichen mit einer spezifischen Theorie städtischen Wachstums und der funktionalen und sozialen Differenzierung der Stadtstruktur. Unter ihren breit gestreuten Themen war die „Gesellschaft an der Ecke“ („Street Corner Society“) ebenso wie die sozial-räumliche Segregation als ein ethnisches, soziales und kulturelles „Mosaik“ der Nachbarschaften oder die siedlungsstrukturelle Maßstabsvergrößerung durch Suburbanisierung und Funktionsverlagerungen. Ob „Urbanism as a way of Life“ oder die Modelle zur Auf- und Abwertung von Stadtvierteln: Viele unserer heutigen Vorstellungen von Stadt speisen sich aus diesem Fundus, auch wenn Städte heute anders sind.

Weltweit hat sich seitdem die Struktur und Rolle der Städte nicht nur quantitativ, sondern vor



allem qualitativ verändert – und mit ihrem Gegenstand die Disziplin, die sich damit auseinandersetzt. Wo sie einst eine geschlossene Erzählung beanspruchte, hat sie sich längst in verschiedene Richtungen der Theorie und Verwendung in der Praxis ausdifferenziert. Diese Spreizung liegt nicht allein an den dramatischen Veränderungen ihres Gegenstandes, sondern auch an akademischen Auseinandersetzungen und an ihrer Einbindung in verschiedene Praxisbereiche und deren Anforderungen. Die Klammer „sozialwissenschaftliche Stadtforschung“ bildet einen notdürftigen Sammelbegriff. Bereits die Handbücher und Einführungswerke aus den letzten 50 Jahren in Deutschland spiegeln diese Breite – als *Siedlungssoziologie* (Atteslander und Hamm); *Planungssoziologie* (Schmidt-Relenberg), *Stadtsoziologie* (z.B. Friedrichs, Schäfers, Häußermann und Siebel, Eckardt) oder neuerdings als *Raumsoziologie* (z.B. Löw, Steets). Geblieben ist allen

die Spannung zwischen den beiden Polen Theorie und empirische Analysen, Anwendungsbezug und konzeptionelle Grundlagenorientierung. Geblieden ist auch der Vorrang, den empirische Zustandsbeschreibungen haben. So gab Jürgen Friedrichs Ende des letzten Jahrhunderts zwei ausdrücklich zeitdiagnostisch orientierte Sammelbände mit stadtsoziologischen Analysen zu den aktuellen Veränderungen der Städte heraus („Die Städte in den 1980er Jahren“; „Die Städte in den 1990er Jahren“). Diese Art Plattform für den Stand der Disziplin hat es seitdem nicht wieder in dieser Breite gegeben.

Ähnlich in der Intention, aber weitaus umfangreicher und systematisch in der Anlage, legt nun das vorliegende „Handbuch für Wissenschaft und Praxis“ (Untertitel) Analysen zur Situation deutscher Städte am Beginn des 21. Jahrhunderts vor. Selbst im ersten Abschnitt – in dem Städte insbesondere in ihrer politischen Verfasstheit als Gemeinwesen in historischer Perspektive hergeleitet und behandelt werden – bleiben die Fluchtpunkt der Beiträge doch die heutige Situation und angemessene Analysekonzepte. Das umfassende Werk will mit rund 90 Beiträgen den Stand der Forschung und Theorie weit auffächern. Er wird von denjenigen repräsentiert, die sich in Deutschland dem weiten Feld der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung verpflichtet fühlen. Insofern hat der *Spiritus Rector* des Unterfangens, Albrecht Göschel, sicherlich gut daran getan, den erheblichen Aufwand der Herausgeberschaft mit Ingrid Breckner und Ulf Mathiesen kollegial zu teilen, um diese Bandbreite angemessen abzudecken.

Schon in der allgemeinen Einführung wird klar, dass es hier nicht um eine Festschrift aus Anlass des 100. Geburtstag einer Disziplin geht. Das vielschichtige Erbe der Disziplin, ideengeschichtliche Einordnung und dogmengeschichtliche Erörterungen gehören nicht zu den organisierenden Prinzipien des Bandes. Die behandelten Themen sind vielmehr sinnfällig fünf größeren Kontexten zugeordnet: Sie gliedern den Band nach grundlegenden „Funktionen und Aufgaben“ der Stadt. Diese erinnern an die Dimensionen, in denen Walter Siebel einmal die Merkmale der Europäischen Stadt beschrieben hat: Poli-

tik, Soziales, Wirtschaft, Kultur, Geschichte der Stadt. Hinzu tritt ein letzter Abschnitt, in denen eine Auswahl von Institutionen, die sich heute in Deutschland mit sozialwissenschaftlicher Stadtforschung beschäftigen, in Selbstbeschreibungen zu Wort kommt. Zum Abschluss des Bandes finden sich zwei Verzeichnisse zu deutschsprachigen Fachpublikationen zur Stadtentwicklung und zu Ausbildungsgängen sowie ein Stichwort- und Autorenverzeichnis. Die einzelnen Beiträge enthalten auch Hinweise auf weiterführende Literatur.

Wer ein Handbuch zu Rate zieht, erwartet Orientierung zu Schlüsselthemen (z.B. Begriffsklärungen, Theorien, Überblick über Stand der Praxis und Forschung und Hinweise, wie sie zu vertiefen sind) ebenso wie hilfreiche Antworten zu Faktenfragen. Kurz: das anspruchsvolle Unterfangen eines Handbuchs hat systematische, aufklärende, orientierende wie praktisch dienende Aufgaben. Sie werden in der Regel durch eine entsprechende Ordnung und Darstellung der abgehandelten Themen gewährleistet, im einfachsten Fall eines Handwörterbuchs als Stichworte. Auf eine Stichwortgliederung verzichtet das Herausgeberteam indessen ausdrücklich. Die Beiträge sind dennoch teilweise durchaus leicht identifizierbar (wie z.B. „Baukultur“, „Integration“, „Urbane Utopien“, „Soziale Infrastruktur“ usw.). Doch die Grenze zur Erörterung von Themen durch Aufsätze ist fließend. Das zeigen die Themen (wie z.B. „Wichtig ist auf'm Platz. Zur politischen Relevanz des öffentlichen Raumes im Netzzeitalter – und zur Frage der Gestaltbarkeit“, „Urban Terroir und das Ballet städtischer Kulinarischer Formen“, „Soziale Choreographie. Bewegungsordnungen und -praktiken in urbanen Räumen“.) Bereits die Titel signalisieren eine Melange aus Aufsatzsammlung und systematischen Abhandlungen. Eine solche uneinheitliche Taxonomie mag auf Kosten der Übersichtlichkeit gehen. Sie nimmt dem umfangreichen Band jedoch auch jene buchhalterische Strenge, die den spröden Charme systematischer Nachschlagewerke unausweichlich kennzeichnet.

Neben konzentrierten und profunden stichwortähnlichen Abhandlungen finden sich also viele weitergehende individuelle Erörterungen zu anregenden Themen. Hinter der Vielfalt der

Bearbeitungsstile verbirgt sich ein wesentliches Strukturmerkmal des Bandes. Das Herausgeber-Team scheint die Beitragenden jedenfalls nicht in die Pflicht eines klassischen „enzyklopädischen Stichworts“ genommen zu haben. Nur ein Teil von ihnen bindet sich an solche Gliederungskonventionen. Andere stellen freiere Erörterungen ihrer spezifischen Sicht bereit und gewähren Einblick in ihre persönlichen Auffassungen, Interessen- und Arbeitsgebiete. Man gewinnt dadurch den Eindruck, weniger die Herausgebenden hätten die inhaltlichen Vorgaben zum Band gemacht, sondern die Beiträge. So folgen auch die kurzen Einführungen aus dem Herausgeberkreis zu den fünf Teilen des Bandes eng den nachfolgenden Texten mit Inhaltsangaben. Sie erinnern eher an Einleitungen von Readern. Insofern lassen sich die fünf Teile auch unabhängig voneinander betrachten, als wären sie getrennte thematische Sammelbände mit anregenden, oft meinungsstarken Abhandlungen.

Was für die Konventionen der Themenabhandlung zutrifft, gilt auch für einige klassische Inhalte der Stadtsoziologie. Zugunsten aktueller Themen oder Auffassungen traten sie bei Planung und Auswahl der Beiträge in den Hintergrund. Darunter sind Langfristthemen der sozialwissenschaftlichen Stadt- und Regionalforschung, die seit vielen Jahrzehnten die Debatten bestimmten wie die Tendenzen der Siedlungsstruktur (z.B. De-/Re-Urbanisierung; De- und Rekonzentration) und zugeordnete Politikfelder (z.B. Stadt-Umland-Beziehungen im regionalen Maßstab und Regionalpolitik). Auch auf die jüngeren Kontroversen verschiedener Denkschulen über den spezifischen Gegenstand der Disziplin (z.B. Raum- oder Stadtsoziologie) finden sich in diesem umfassenden Werk nur vereinzelt oder indirekt Hinweise. Neben den traditionellen, aber immer virulenten siedlungsstrukturellen Themen werden ebenso die fortschreitende Internationalisierung der Stadtforschung und ihre durchgreifende Interdisziplinarität nur in einigen Beiträgen berücksichtigt. Zur Themenauswahl gehören auch nicht europäische und internationale Entwicklungen (z.B. der Internationale Städtewettbewerb nur einmal am Rande).

Fazit: Ein wichtiges Buch mit großer thematischer Reichweite und mit Beiträgen unterschiedlicher Tiefe und Orientierungs- wie Meinungsstärke. Formale Standarderwartung an Nachschlagewerken erfüllt es nicht durchgängig: Enzyklopädisch gehaltene Abhandlungen mischen sich mit anderen Gattungen des Essays und des Fachaufsatzes. Wer den Band in die Hand nimmt, hat so eine immer wieder anregende Mischung aus Handwörterbuch und Lesebuch mit Originalbeiträgen vor sich. Der vermeintliche Bonus eines solchermaßen aus dem Füllhorn der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung angeereicherten „Handbuch+“ hat freilich auch eine Schattenseite. Ein Handbuch als Lesebuch geht auf Kosten systematischer Orientierung und thematischer Abdeckung.

Insgesamt möchte man diesem wichtigen und gewichtigen Band weite Verbreitung und aufklärerische Wirkung in vielen Bereichen und Institutionen wünschen – über akademische Seminare und Bibliotheken, Planungsabteilungen, Kommunalparlamente hinaus bis hinein in die Redaktionsstuben und Presseabteilungen (sofern letztere überhaupt noch Bücher anfassen). Wie einschlägige Nachschlagewerke (etwa das renommierte Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung, das seit 2016 auch als E-Book *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung* erschien), ist auch das Handbuch „Stadtsoziologie und Stadtentwicklung“ online verfügbar. Ob das bereits die allfälligen Grundsatzzweifel an der Aktualitätsfähigkeit des Mediums Buch in einer Zeit rasanten Wandels entkräftet, bleibt offen, weil Aktualisierungen nur über weitere Auflagen möglich sind. Vielleicht wird der Band tatsächlich einmal als der letzte der Mohikaner unter den sozialwissenschaftlichen Sammelbänden zu Stadtanalysen in die Geschichte eingehen. Seine Form als analoges Hand-Buch ist wohlthuend *Old School*, sein Inhalt jedoch keinesfalls vom Veralten bedroht. Er versammelt gewichtige Zeitzeugnisse. Bestand im großen historischen Reigen des letzten Jahrhunderts an stadtsoziologischen Zeitdiagnosen dürfte der Band allemal haben.

Uwe-Jens Walther, Ulm

ULRICH BRINKMANN, *Achtung vor dem Blumenkübel! Die Fußgängerzone als Element des Städtebaus. Ansichtskarten in Ost- und Westdeutschland 1949 bis 1989 (Reihe Grundlagen, Band 104), Berlin: DOM publishers 2020, 194 Abb., 248 S., 28,- €.*

Die „Achtung“ in der Überschrift darf und soll man wahrscheinlich auch in ihrer doppelten Bedeutung verstehen: als Warnung und als würdigen Respekt. Das Buch des Bauweltredakteurs und Postkartensammlers Ulrich Brinkmann nimmt man gern in die Hand. Der Versuchung, es beim Durchblättern zu belassen und sich an den fast 200 meist farbigen Postkartenmotiven zu erfreuen, sollte man unbedingt widerstehen, denn erst durch die Lektüre fangen die Bilder zu sprechen an, gerade weil viele Karten sich auf den ersten Blick so ähnlich sind wie die Fußgängerzonen, die sie abbilden. Ulrich Brinkmann unternimmt etwas Neues, insofern er die Ansichtskarte als Bildquelle ernst nimmt und systematisch auswertet. Sonst wird sie in der Städtebau-Literatur ja meist nur episodisch genutzt, um die Popularität von Bauten und Räumen zu bebildern.

Sein Gegenstand sind die Fußgängerzonen, die in West- und Ostdeutschland in den 1950er bis 1980er Jahren eingerichtet wurden, seine einzige Primärquelle die Postkarten. Mit ihnen illustriert er zunächst am Beispiel der Hauptgeschäftsstraße seiner Heimatstadt Paderborn, wie sich das Straßenbild und ihre Nutzung über die letzten 100 Jahre verändert haben. Deutlich wird an den historischen Postkarten aus der Zeit um die Jahrhundertwende übrigens auch, dass die innerstädtische Geschäftsstraße immer schon beliebtes Postkartenmotiv war und nicht erst, seit sie, umgestaltet zur Fußgängerzone, neuen Bürgerstolz weckte.

Dann würdigt er die Pioniere unter den Fußgängerzonen der 1950er Jahre, allesamt einzelne autofreie Straßenzüge, als neues städtebauliches Element im Wiederaufbau kriegszerstörter Innenstädte: allen voran die Lijnbaan in Rotterdam, das einzige ausländische Beispiel, dann die Trepfenstraße in Kassel, die Kieler Holstenstraße, die Stuttgarter Schulstraße und nicht zuletzt die



Karl-Marx-Straße in Magdeburg. Ein wenig vermisst man den Blick auf die Pioniere, die in einer bestehenden Struktur, meist dem historischen Altstadt kern, eine Fußgängerzone nachträglich eingerichtet haben und die – zumindest in Westdeutschland – bei weitem die Mehrheit bilden. Hier handelt es sich um eine komplexe städtebauliche Unternehmung ganz anderer Art, fast immer eingebunden in das Programm der Altstadterneuerung, bei der sich Fragen des Denkmalschutzes, der Reorganisation des innerstädtischen Verkehrs, der Neuordnung des Stellplatzangebots und andere mehr stellen. Mit einigem Recht reklamiert die Stadt Oldenburg in Oldenburg für sich, die erste gewesen zu sein, die in ihrem historischen Stadtkern flächenhaft eine Fußgängerzone eingerichtet hat, und zwar schon 1967, auf Initiative der Kaufmannschaft und weit bevor dies zum Standardprogramm der Stadterneuerung in Klein- und Mittelstädten gehörte und durch Städtebaufördermittel von Bund und Land massiv unterstützt wurde.

Der Fokus liegt auf dem, was sich auf Postkarten zeigen lässt, auf den Gestaltungselementen. Ihnen sind jeweils eigene Kapitel gewidmet: dem Pflaster, dem Grün in Hochbeeten und Pflanzenkübeln, den Brunnen und Skulpturen, den Kiosken und Schauvitriolen, der Beleuchtung und Werbung sowie der Außengastronomie. Hier verfährt der Autor immer gleich. Anhand ausgewählter Ansichtskarten fächert er zunächst das

Funktions-, Gestalt-, Material- und, wo es passt, Farbenspektrum auf, das sich im Universum der gesamtdeutschen Fußgängerzone finden lässt. Wo sich die Karten nach Alter sortieren lassen, versucht er auch dessen Änderungen über Zeit zu erfassen und zu deuten. Er setzt seine detaillierten Beobachtungen in Bezug zur jeweiligen stadträumlichen Situation und arbeitet die Unterschiede zwischen Ost und West heraus. Das Buch ist damit ein sehr wichtiger, materialreicher und anschaulicher Beitrag zur jüngeren Kultur- und Baugeschichte des öffentlichen Raums in deutschen Innenstädten.

Wie sich zeigt, lohnt es, die Ansichtskarte als systematische Quelle zu nutzen – mit den Grenzen, die auf der Hand liegen. Nur ein kleines Beispiel: Die Brunnen und Wasserspiele in den Fußgängerzonen sprudeln auf den Karten alle ohne Ausnahme. In Wirklichkeit wohl eher nicht, wie man aus der Studie von Katrin Korth weiß.¹ Das Drama der neuen Brunnen ist weniger ihre oft diskussionswürdige Gestalt, die – wie auch Beispiele im Buch zeigen – gern ins Exaltierte und Überambitionierte ausgreift. Es liegt vielmehr darin, dass bei der Entscheidung für die Brunnen der Kosten- und Personalaufwand für Betrieb, Unterhaltung und Reparatur notorisch unterschätzt wurde und diese, trocken gefallen, zum kommunalpolitischen Dauerergebnis mutieren.

Ab und an sinniert der Autor nicht nur über das, was die Karten zeigen, sondern auch über die Gründe des Fotografen für die Motiv-, Standort- und Ausschnittwahl, wenn er sich etwa fragt, warum die Treppenstraße in Kassel stets von unten nach oben und nicht umgekehrt abgebildet wird, obwohl vor allem diese Perspektive „grandios“ ist (S. 56). Solche Reflexionen zum Medium *Ansichtskarte* selbst als eine eigenständige und im Verschwinden begriffene Form alltäglicher Stadtrepräsentation sind aber nur angedeutet. Man



50 Jahre Fußgängerzone Oldenburg.
Die erste der 196 Kartenabbildungen des Buches.

könnte sich dies ohne weiteres ausgeweitet vorstellen, bis hin zu einer illustrierten „Geographie und Bildtheorie der Stadtpostkarte“. Das wäre dann ein neues Buch ganz anderer Art, das auch in solchen Kartensammlungen schlummert.

Man folgt dem Autor sehr gern, nur eines nimmt man ihm nicht ab: sein pauschales Fußgängerzonen-*bashing* in den einführenden Textpassagen. Er schließt sich einer vermeintlichen Mehrheitsmeinung an, wonach die Einrichtung der Fußgängerzone ein „stadtplanerisch kapitaler Fehler“ gewesen sei (S. 13), es seien Nirgendorte entstanden, „eine deutsche Dystopie“ (S. 78). Starke Worte. Hier möchte man gern widersprechen und ein halbes Jahrhundert Fußgängerzone als städtebauliche Erfolgsgeschichte dagegehalten. Das ist aber gar nicht nötig, das tut der Autor mit seinem Buch schon selbst ganz wunderbar. Wer wie er Wert auf die „feinen Unterschiede“ legt, wer eher beiläufig eine gestalterisch geschickte Integration des Busverkehrs in der Stadt Hof (S. 170) würdigt, wer sich darüber enttäuscht zeigt, dass

1. K. Korth, Wasserarchitekturen auf städtischen Plätzen in Kleinstädten und kleinen Mittelstädten in Baden-Württemberg, Diss. am Karlsruher Institut für Technologie, Karlsruhe 2015, außerdem: *dies.*, Mehr als Möblierung. Urbane Wiederentdeckung der Stadtbrunnen, in: *Forum Stadt* 42 (3/2015), S. 235-250.

beim „Relaunch“ der Fußgängerzone in Einbeck die modernen „zylindrischen Stableuchten“ durch „pseudo-historische Leuchtenmodelle“ (S. 180/181) ersetzt wurden, wer über den Urzustand der Prager Straße in Dresden verzückt ins Schwärmen gerät (S. 213 f.) und zugleich verständig den Aufstieg und Niedergang der Kugelleuchte (S. 181 f.) kommentiert, der hat deutsche Fußgängerzonen stärker in sein Herz geschlossen, als er selbst ahnt.

Einen Exkurs widmet der Autor größeren städtischen Grünanlagen und Parks wie dem Olympiapark in München oder dem Westfalenpark in Dortmund und gibt dabei einen vermutlich kleinen Einblick in seine Sammlung dieses Motivs. Sollte die ganze Sammlung so ergiebig sein wie die der Fußgängerzonen, möchte man ihn ermutigen, diesem Buch ein weiteres folgen zu lassen. Es würde sich lohnen.

Johann Jessen, Stuttgart

WASSERKRAFT ANNO 1787.

**MONUMENTS
FOR
FUTURE**

Denkmale sind Klimaschützer: Denn langlebige, natürliche Materialien und eine positive Gesamtenergiebilanz zeichnen die meisten historischen Gebäude aus.

Auch fortschrittliche und umweltfreundliche Technologien, die heute wieder Vorbildfunktionen einnehmen können, machen Denkmalschutz zu einem Synonym für Nachhaltigkeit.



**Wir erhalten Einzigartiges.
Mit Ihrer Hilfe!**

Spendenkonto
IBAN: DE71 500 400 500 400 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG
www.denkmalschutz.de



**DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ**

Wir bauen auf Kultur.

